

POLYLOGE

Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit Eine Internetzeitschrift für „Integrative Therapie“ (peer reviewed)

2001 gegründet und herausgegeben von:

Univ.-Prof. Dr. mult. **Hilarion G. Petzold**, Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, Hückeswagen, Donau-Universität Krems, Institut St. Denis, Paris, emer. Freie Universität Amsterdam

In Verbindung mit:

Dr. med. **Dietrich Eck**, Dipl. Psych., Hamburg, Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, Hückeswagen

Univ.-Prof. Dr. phil. **Liliana Igrić**, Universität Zagreb

Univ.-Prof. Dr. phil. **Nitza Katz-Bernstein**, Universität Dortmund

Prof. Dr. med. **Anton Leitner**, Department für Psychosoziale Medizin und Psychotherapie, Donau-Universität Krems

Dipl.-Päd. **Bruno Metzmacher**, Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, Düsseldorf/Hückeswagen

Lic. phil. **Lotti Müller**, MSc., Psychiatrische Universitätsklinik Zürich, Stiftung Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, Rorschach

Dipl.-Sup. **Ilse Orth**, MSc., Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, Düsseldorf/Hückeswagen

Dr. phil. **Sylvie Petitjean**, Universitäre Psychiatrische Kliniken Basel, Stiftung Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, Rorschach

Prof. Dr. päd. **Waldemar Schuch**, M.A., Department für Psychosoziale Medizin, Donau-Universität Krems, Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, Hückeswagen

Prof. Dr. phil. **Johanna Sieper**, Institut St. Denis, Paris, Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, Hückeswagen

© FPI-Publikationen, Verlag Petzold + Sieper Hückeswagen.

Ausgabe 25/2011

**„Leben in wachsenden Ringen!“ –
eine „Mitmach-Ausstellung“**

**Integrative, generationsübergreifende Biographiearbeit
mit kreativen Medien –
ein Beispiel Integrativer Agogik***

*Iris Traudisch***

* Aus der „Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit“ (EAG), staatlich anerkannte Einrichtung der beruflichen Weiterbildung (Leitung: Univ.-Prof. Dr. mult. Hilarion G. Petzold, Prof. Dr. phil. Johanna Sieper, Hückeswagen <mailto:forschung.eag@t-online.de>, oder: EAG.FPI@t-online.de, Information: <http://www.Integrative-Therapie.de>).

** Iris Traudisch, Bitzenweg 38, 51674 Wiehl

1. Einleitung

2. Über die Wirkkraft bildender Kunst in Kulturarbeit und Therapie

- 2.1 Die heilsame Kraft der (Begegnung mit) Kunst
- 2.2 Begleitete Kunstausstellungen als Anlass zum Gespräch und Ort der Begegnung
- 2.3 Kokreativität und Polylog - Grundbegriffe der Integrativen Agogik und Therapie
- 2.4 Unser Ikonotherapie-Projekt – ein Beispiel rezeptiver Kunsttherapie
- 2.5 Kunsttherapie im Integrativen Ansatz

3. Einzelne Begriffe der Integrativen Therapie, unter besonderer Berücksichtigung ihrer Relevanz für die Arbeit mit Senioren

- 3.1. Sein ist Mit-sein
- 3.2. Die Problematik der Kommunikation unter alten Menschen in Heimen
- 3.3. Social worlds und Erzählgemeinschaften
- 3.4. Über die Bedeutung von Biographiearbeit
- 3.5. Gedächtnis im Integrativen Ansatz

4. Integrative Biographiearbeit mit Senioren ein Praxisbeispiel

- 4.1. Anlass zum Projekt, Setting
- 4.2. Meine Begegnung mit der Künstlerin und ihrem Werk
- 4.3. Prozessbeschreibung des rezeptiven kunsttherapeutischen Parts
- 4.4. Reflektion des Prozesses
- 4.5. Vorüberlegungen zum aktiven kunsttherapeutischen Zugang
- 4.6. Prozessbeschreibung des aktiven Parts
- 4.7. Reflektion des Prozesses
- 4.8. Vorbereitung der Grundschul Kinder auf das Treffen der Senioren
- 4.9. Begegnung zwischen Kindern und Senioren
- 4.10. Reflektion des Prozesses
- 4.11. Die Ausstellung
- 4.12. Resultate des Ausstellungsprojektes in Wiehl
- 4.13. Die kokreative Fortentwicklung des Ausstellungsprojektes

5. Reflektionen und Konsequenzen

6. Rückschau und Ausblick

7. Zusammenfassung, Schlüsselwörter

8. Literaturverzeichnis

9. Textanhang

10. Bildanhang

1. Einleitung

Seit 1979 konzipiere und begleite ich gemeinsam mit meinem Mann, Hartmut Schröter, Kunstausstellungen, die wir überwiegend in Bildungseinrichtungen und Kirchengemeinden zeigen; z.B. Chagalls Originalgrafiken zur Bibel, Grieshabers „Totentanz von Basel“ oder eine Ausstellung zum Thema „Menschenrechte“ der zeitgenössischen Künstlerin Antje Wichtrey. Kunstausstellungen sind ein wichtiger Bestandteil kultureller Arbeit. Kunstwerke bringen uns in Kontakt mit uns selbst, erfreuen oder verärgern uns, stoßen an, stellen in Frage, bewegen, regen an zum Nachdenken, zum Hinterfragen und zur Entwicklung. Die Erfahrung, dass Kunst wirksam ist, vor allem, wenn man ihr „ausgeliefert“ ist, wie z.B. ein Krankenhauspatient, der unter Umständen für Tage oder Wochen einem Bild gegenüberliegt, ließ uns 1985 ein ikonotherapeutisches Projekt starten, theoretisch kaum begründet, mehr von eigener Erfahrung und vom „gesunden Menschenverstand“ geleitet. Die im ersten Teil der Arbeit exemplarisch beschriebenen Erfahrungen hinsichtlich der erstaunlichen Wirkkraft von Kunst faszinierten mich sehr und erweckten in mir den Wunsch mich intensiv mit kunsttherapeutischen Konzepten auseinanderzusetzen, was schließlich im Jahr 2006 zu der Entscheidung führte, eine Ausbildung in der „Integrativen Therapie“ zu absolvieren. Die Auseinandersetzung mit den Konzepten dieser Therapieform, war eine geradezu beglückende Erfahrung für mich, weil ich in ihnen eigene Haltungen wiederfand, beobachtete Phänomene zuordnen und „intuitiv“ angewandte Methoden theoretisch untermauern, hinterfragen und modifizieren konnte. Die vorliegende praxeologische Arbeit setzt im ersten Teil die Erfahrungen, die ich in den von uns begleiteten Ausstellungen und der ikonotherapeutischen Arbeit machte (und die dem Bereich rezeptiver kunsttherapeutischer Arbeit entstammen) zu einigen zentralen Begriffen der Integrativen Therapie in Beziehung. Dabei wird das besondere Augenmerk auf dem kunsttherapeutischen Ansatz der Integrativen Therapie liegen. Im dritten Teil werde ich das Ausstellungsprojekt „Leben in wachsenden Ringen“ vorstellen, die ich im Hinblick auf Biographiearbeit für Senioren und eine Begegnung zwischen den Generationen auf der Basis des Integrativen Ansatzes konzipierte. Diesem praxeologischen Beispiel ist im 2. Abschnitt der Arbeit ein theoretischer Part vorangestellt, der exemplarisch einige zentrale Begriffe der therapeutischen Arbeit mit Senioren, wie sie im Konzept der Integrativen Therapie verstanden wird, kurz erläutert.

2. Über die Wirkkraft bildender Kunst in Kulturarbeit und Therapie

2.1 Die heilsame Kraft der (Begegnung mit) Kunst

Der große jüdische Maler Marc Chagall beschreibt in einem Gedicht eindrucksvoll die heilsame Wirkung, die in der Beschäftigung mit Kunst liegen kann. In diesem Gedicht, das er den Künstlern, die Opfer des Holocaust wurden, gewidmet hat, setzt er sich mit dem Grauen des Dritten Reiches auseinander, dem zahlreiche jüdische Künstler zum Opfer fielen. Er beschreibt sein Unwohlsein, angesichts der Tatsache, dass er selber in die USA geflüchtet war. In drastischen Worten stellt er das Leid vor Augen, das auch ihn, der selbst davon nicht unmittelbar betroffen war, sehr quält. Und er zeigt auf, wie er aus seiner Kunst Trost schöpft *„(...) Ich sehe sie, zerlumpt, barfußig und stumm – auf anderen Wegen. Sie – Brüder von Israel, Pissaro und Modigliani -, unsere Brüder, werden an Seilen geschleift – von Nachkommen von Holbein und Dürer – zum Tod im Ofen. Wo finde ich Tränen, wie kann ich weinen? (...) Ich sehe ausgerissene Haare und ausgezogene Zähne und die Wut ist von da an meine Farbe. In der Wüste, vor dem Haufen Schuhe, Kleider, Asche und Müll stehe ich und murmele mein Kaddisch. Stehe und murmele. Und zu mir herunter steigt von den Gemälden David, mein Sänger mit der Harfe, - er möchte mir helfen zu weinen, indem er zwei, drei Psalmen anstimmt. Ich sehe: hinter ihm geht Moses, er sagt uns: Habet keine Angst!“*¹ (Bildanhang 1) Man mag hier einwenden: Aber er betet doch das jüdische Totengebet (Kaddisch) und bezieht daraus seinen Trost. Doch schreibt er nicht, dass seine Gedanken oder die „Stimme Gottes“ ihn an die biblischen Kontexte, die ihm von Kindheit an vertraut waren, erinnern haben, sondern dass ihm die Trost spendenden biblischen Gestalten aus seinen Arbeiten heraus entgegen getreten seien.

Hilarion Petzold berichtet im Hinblick auf eigene, frühe Erfahrungen in der Begegnung mit „den Werken großer Kunst“: „Sie waren für mich eine ästhetische und zugleich heilsame Erfahrung. Sie haben mich immer wieder vor die Frage gestellt: ‚Wer bin ich?‘ und ich habe immer wieder gleichsam als Betrachter meiner selbst durch den ‚Spiegel‘ meiner ‚Resonanz‘ auf das betrachtete Kunstwerk Antworten bekommen – zuweilen höchst ungewöhnliche.“² So kann bildende Kunst uns in der „Kunst des Lebens“, wie beispielsweise Seneca sie schon praktizierte und lehrte, unterweisen.

Dass Kunst „spricht“ und „wirkt“ beobachtete ich immer wieder wenn ich Menschen in der Ausstellung aufforderte, das Bild auszusuchen, das sie momentan in besonderer Weise anspricht. Da schleppte sich eine depressiv wirkende Frau langsam zum „Hiob in der Verzweiflung“ von Chagall (Bildanhang 2), vielleicht angesprochen von der düsteren Farbigkeit, in Hiob und um ihn herum. Das Motiv wurde dann, wie die anderen ausgewählten Motive auch, zum Gegenstand der Betrachtung. Und die Besucherin schaute, lauschte den Gedanken der anderen GesprächsteilnehmerInnen, und entdeckte, dass hinter dem Hiob ein Engel stehe. Im Gespräch vor dem Bild werden folgende Gedanken ausgesprochen: „Hiob fühlt sich einsam, verloren, allein, er hat

¹ Marc Chagall, Engel über den Dächern, Bremen 1994 S. 52

² Polyloge 7/2001 Das Selbst als Künstler und Kunstwerk, S. 1

ja auch alles verloren. Aber er ist nicht allein. Ein grüner Engel ist ganz nah, doch Hiob kann ihn nicht sehen, weil er mit leeren Augen in die andere Richtung blickt. Ein Engel passt auf ihn auf, auch wenn er im Moment nichts davon spüren kann. Vielleicht weiß der Engel den Weg!“ An diesem Beispiel wird deutlich, wie das so genannte „Isoprinzip“ wirksam wird, das besagt, dass Gleiches mit Gleichem oder ähnlichem anzugehen sei. „Patienten (und auch gesunde Ausstellungsbesucher, Anmerkung d. Verf.) suchen sehr oft das, was ihrer Stimmungslage entgegen kommt.“³ Die Ausstellungsbesucherin wählte das Hiobmotiv aus, da es ihrer momentanen Stimmung entsprach und konnte dann in der Begegnung mit dem Bild und dem Gespräch darüber etwas Tröstliches und Aufbauendes entdecken und für sich „mitnehmen“. Das gleiche Motiv bescherte mir noch eine weitere beeindruckende Erfahrung: Ich ging mit einer Gruppe geistig behinderter Schüler durch die Ausstellung. Die Hiobgrafik war gleich von mehreren SchülerInnen als „Lieblingsbild“ auserkoren worden, vor dem dann vielfältige Leiderfahrungen wie die des verlacht-werdens und der Ausgrenzung thematisiert wurden. Ein 16 Jahre altes Mädchen, konnte sich verbal kaum artikulieren. Sie öffnete mir aber wie folgt die Augen: Sie zeigte auf den grünen Engel mit den leicht ausgebreiteten Flügeln „Da!“, sagte sie nur. Dann fasste sie mich an den Schultern und schob mich durch den Kirchenraum ganz nach vorne zum grün (!) angestrichenen Kreuz. Und wieder stammelte sie nur: „Da!“ Sie war sehr bewegt und wies andächtig auf das Kreuz. Ihre Berührung, die Inbrunst ihres Schauens und die energische Bestimmtheit, mit der sie mich vom Chagallbild zum Kreuz schob, beeindruckten mich sehr und berührten mich zutiefst! Und ich sah durch ihre Augen, dass der grüne Engel im Hiobmotiv in seiner Haltung tatsächlich an einen Gekreuzigten erinnern könnte, eine Assoziation, die, gerade im Hinblick auf das Leidensthema, ganz neue Gedanken und Resonanzen aufsteigen lässt. Dieses schwer geistig behinderte Mädchen bewies eindrucksvoll, dass man, um wirklich sehen zu können, nicht unbedingt „Wissen“ muss, sondern dass ein Kunstwerk über das reine „Empfinden“ erfasst werden kann. Kunst spricht unmittelbar an. Sie wirkt, sofern man sich wirklich auf sie einlässt, direkt, nicht nur oder nicht primär über den Intellekt, sondern über „das Herz“ und deshalb hat Grieshaber auch bereits 1938 den Holzschnitt „Herzauge“ (Bildanhang 3) gestaltet und 1951 erklärt: „Wir sehen nicht, weil wir aus Feigheit erst wissen wollen, ehe wir zu empfinden wagen.“⁴ Grieshaber hatte sich gewünscht, dass geistig behinderte Jugendliche seine Holzschnitte zum Tod betrachten sollten. Sein enger Freund, der Schriftsteller Heinz Fühmann, führte Begegnungen mit geistig behinderten Jugendlichen und ihren Betreuern durch und stellte fest, dass die „Behinderten“ ohne jegliches Vorwissen, einfach durch das unbefangene Schauen und Fühlen die Intention des Künstlers treffend erfassen konnten. „Es war aufregend mitzuerleben, wie in den Gesprächsrunden (...) die Teilnehmer, durchweg infolge frühkindlicher Hirnschäden geistig behindert, den Charakter des Todes als Freund erkannten und behaupteten.“⁵ Zu „behaupten“ hatten die Jugendlichen, wie Franz Fühmann schreibt, ihre Erkenntnis, dass der Tod in Grieshabers Holzschnitten als Freund komme, gegenüber den sie begleitenden Erziehern und Erzieherinnen, die auf ihrer Vorstellung den Tod als „Vernichter“ zu sehen, beharrten.

³ Polyloge 7/2001 Das Selbst als Künstler und Kunstwerk S. 10

⁴ Grieshaberausstellung „Herzauge“, 2010: www.maler-zang-haus.de/herzauge-der-holzschneider-hap-grieshaber

⁵ Grieshaber HAP & Franz Fühmann, Engel der Behinderten, Düsseldorf, 1982, S.9

Zurück zur Auswahl der Hiobgrafik durch die depressiv wirkende Ausstellungsbesucherin: Nicht immer wissen Menschen so intuitiv, was richtig für sie ist. Deshalb muss in der therapeutischen Arbeit mit Kunst die vom Therapeuten/der Therapeutin getroffene Vorauswahl möglicher Motive mit allergrößter Sorgfalt erfolgen. „Kunst als solche und Kunst in der ‚rezeptiven Kunsttherapie‘ allzumal ist eine mächtige Wirkkraft. Sie darf nicht unterschätzt werden (...) Liebe und GEWALT, ‚Höllengeheiß oder himmlisches Licht‘, liegen in der Kunst, wie in der menschlichen Seele, nahe beieinander.“⁶ Wenn nun die Werkauswahl feinspürig im Hinblick auf die Situation, den Hintergrund und die Befindlichkeit des Patienten erfolgt, kann die Betrachtung der Kunstwerke heilsam, förderlich und bereichernd wirken. „Deshalb ist es wesentlich, was wir in der Integrativen Kunsttherapie Patienten, Kranken, Leidenden anbieten, damit ein *therapeuein*, ein Pflegen, Umsorgen, Lindern, Kräftigen, Heilen, Aufbauen, Erbauen möglich wird. Die ästhetische Erfahrung, die wir durch die Darbietung von Kunst ermöglichen wollen, soll heilsam und aufbauend, im guten Sinne erfüllend sein, damit sie in der Verinnerlichung gute ‚Eindrücke‘ neben die „in der Seele“ vorhandenen belastenden ‚Eindrücke‘ stellt: von Traumatischem, Verletzendem, Beschämendem, das pathogen gewirkt hat (...) Kunstbetrachtung kann gute, wohlthuende (kallos), aufbauende Aithesis schaffen, d.h. eine erfüllende atmosphärische Qualität (...) Das Kunstwerk kann den Menschen ergreifen und von bösen Betroffenheiten und Bedrückungen zu positiver Ergriffenheit und Erhebung führen. Hier liegt die ungeheure Kraft großer Kunst, die wir in der rezeptiven Kunsttherapie zu nutzen suchen.“⁷

2.2 Begleitete Kunstaussstellungen als Anlass zum Gespräch und Ort der Begegnung

Wir nennen die von uns gestalteten Ausstellungen „begleitete“ Ausstellungen, da wir die Werke nicht nur in einem angemessenen Rahmen präsentieren, sondern jeweils einen Raum der Begegnung schaffen, in dem durch uns geschulte MitarbeiterInnen den Betrachter dabei unterstützen mit den Kunstwerken in Kontakt zu kommen, um deren Aussagen als Hilfe zur Beantwortung drängender Fragen des Lebens der Betrachter nutzen zu können. Wir verstehen unsere Ausstellungsarbeit als einen Beitrag integrativer Agogik im Sinne einer Förderung der Kreativität, der Kommunikation und der Horizonterweiterung der Besucher. „In agogischen Prozessen geht es um Anpassung und/oder Veränderung [...] Kreative Veränderung von Einzelnen, Gruppen und Sozietäten ist eine Überlebensforderung unserer Zeit [...]. Integrative Agogik muss daher auf die Förderung der kreativen Potentiale von Menschen gerichtet sein“ (Petzold, Sieper 1977, 32f). „Die Integration der Vergangenheit ermöglicht die bewusste und gestaltende Kreation der Zukunft. Im Lebenszusammenhang seinen jeweiligen Standort zu finden, um von ihm aus, sich auf seine Zukunft zu richten und ‚sie in die Hand nehmen‘ zu können, das gehört zu den wichtigsten integrativen Leistungen des Menschen.“⁸

Seit unserer ersten Ausstellung im Jahr 1979 erlebe ich unsere begleiteten Kunstaussstellungen als Ort der Begegnung und des Gespräches. Kunstwerke sind gute Gesprächsaufhänger. Nie

⁶ Polyloge 7/2001 Das Selbst als Künstler und Kunstwerk S. 12

⁷ ibid. S. 14

⁸ Petzold, Integrative Therapie kompakt 2011 in Polyloge 1/2011 S. 38

zuvor habe ich z.B. so intensiv mit Menschen über den Tod gesprochen, wie vor den Totentanzbildern von HAP Grieshaber. Diese Holzschnitte zeigen Begegnungen von Menschen mit ihrem Tod. Die Betrachter, schauen, fragen, entdecken, sprechen über den Tod, der in Grieshabers Totentanzbildern personalisiert ist. Analog zur mittelalterlichen Totentanzidee zeigen die Motive, wie Menschen verschiedener Stände von „ihrem“ Tod abgeholt werden. Der Tod ist als Gerippe dargestellt, das durch die Farbigkeit, seine Haltung und beigegebe Attribute dem Lebenskontext desjenigen, dem er begegnet, angepasst ist. Die Betrachter sprechen über das Sterben, die Endlichkeit des Lebens und vielfach dann auch über die Begrenztheit der **eigenen** Existenz und die damit verbundenen Vorstellungen, Ängste und Hoffnungen. Das Bild ist Anlass zum Gespräch und zum Anstoßen von Gedanken über die Vergänglichkeit allen Lebens, die ja im Alltag eher verdrängt als forciert werden. Überhaupt über den Tod nachzudenken und gar über dieses, sonst eher gemiedene, Thema zu sprechen wird möglich, indem man über die Person und deren Tod im Bild spricht, nicht direkt über die eigene Endlichkeit. „Oft gelingt Kommunikation überhaupt erst über ein Drittes.“⁹ Es fällt leichter sich mit einer „fremden Todesthematik“ auseinanderzusetzen, z.B. der des Kaufmanns (Bildanhang 2) in Grieshabers Zyklus, als mit der eigenen. Im Sprechen über die Gestalten des Holzschnittes kann dann eine behutsame Annäherung an die Tatsache der Begrenztheit des Lebens (auch des eigenen) erfolgen. Das Kunstwerk fungiert als Medium an das die Betrachter ihre Assoziationen, Kognitionen und Emotionen herantragen können, und über das sie auch die Gefühle, Fragen, Ängste bezüglich des eigenen Todes wahrnehmen und benennen können. Der Betrachter kann über das Bild reden, ohne preiszugeben, dass er eigentlich über sich selber redet, manchmal ist ihm das vielleicht auch gar nicht bewusst. Petzold spricht in diesem Zusammenhang von der „kommunikativen“ und „inspirativen“ Qualität von Kunst, „(...) die in Menschen nicht nur Prozesse ‚ergänzender Symbolisierungen‘ anregen kann, sondern auch ‚Vorgänge der Auseinandersetzung mit dem Dargestellten, Auseinandersetzungen auch mit den eigenen Assoziationen, Gedanken, projektiven Inhalten der eigenen Person, und insofern spiegelt das wahrgenommene Kunstwerk zurück in das eigene Selbst und vermag auf diese Weise *Probleme, Ressourcen und Potentiale* aufzuzeigen und für Impulse zu öffnen, die eigene Entwicklung in die Hand zu nehmen, das eigene Leben zu gestalten ...“¹⁰ Ich habe im Laufe meiner Ausstellungstätigkeit ungemein tiefgehende Gespräche mit Menschen vor Bildern geführt, obwohl sich die Ausstellungsbesucher zumeist vorher untereinander gar nicht kannten und auch ich ihnen zunächst fremd war. „Das Material (das Bild Anm. d. Verf.) kann eine Brücke bilden für ein Gespräch, eine Interaktion, einen Kommunikationsprozess, in dem man sich näher kommt.“¹¹ Das kann ich aus meinen Erfahrungen der Ausstellungsarbeit heraus nur bestätigen. Ich habe immer wieder erlebt, wie aus einem lockeren Kontakt der Ausstellungsbesucher untereinander und mit den MitarbeiterInnen der Ausstellung mit Hilfe des Gesprächs über die Kunstwerke der Kontakt vertieft werden konnte. Vielfach führte das Gespräch vor dem Bild zu einer Begegnung zwischen den Gesprächsteilnehmern und, z.B. bei Grieshabers Bildern zum Tod auch zu einer gemeinsam ge-

⁹ Petzold, Integrative Therapie kompakt 2011 in Polyloge 1/2011 S. 14

¹⁰ Polyloge 7/2001 Das Selbst als Künstler und Kunstwerk S. 17

¹¹ ibid. S. 11

teilten Sichtweise und Solidarität: „Ja, wir teilen alle das gleiche Schicksal, wir alle müssen sterben.“ Manchmal auch weitergehend: „Das macht uns Angst, aber jetzt leben wir!“

Kunst kann als Brücke für Kommunikationsprozesse fungieren. Ein Kunstwerk kann auch eine Brücke zum Betrachter selber bilden, den eigenen Emotionen und Kognitionen, z.B. im Hinblick auf die oben beschriebene Annäherung an Themen, die sonst eher gemieden werden.

Petzold schreibt im Hinblick auf die Brückenfunktion von Kunst, „dass die in der rezeptiven Kunsttherapie angebotenen Materialien (häufig Anm. d. Verf.) den Charakter von ‚Intermediärobjekten‘ haben.“¹² „Intermediärobjekte“ sind, so Petzold, etwas anderes als die von Winnicott¹³ beschriebenen „Übergangsobjekte“. Letztere sind z.B. Kuscheldecken, die dem Kind helfen, die Abwesenheit der Mutter durchzustehen. Intermediärobjekte, jedoch, haben, nach Petzold, eine vermittelnde Brückenfunktion, wie z.B. der Hund, dessen Herrchen oder Frauchen mit vielen Leuten beim Spaziergang ins Gespräch kommt, vielfach eingeleitet mit Sätzen wie: „Ist der süß!“ „Darf man den Streicheln?“ etc. Intermediärobjekte helfen auch, mit Menschen zu kommunizieren, die im Gespräch nicht mehr geübt sind, weil sie z.B. als langjährige Psychiatriepatienten „wundgeschwiegen“¹⁴ wurden oder als Hochbetagte, die, bedingt durch das ausgedünnte soziale Netz, kaum noch Ansprache haben. Petzold weist aber auch darauf hin, dass im therapeutischen Setting manchmal auch erst der Kontakt zwischen Therapeut und Patientin in eine Begegnung gemündet sein muss, bevor mit Intermediärobjekten weiter gearbeitet werden kann. Das ist in der begleiteten Ausstellungsarbeit anders, da es sich hier nicht um ein therapeutisches Setting handelt, und Ausstellungsbesucher ja die Begegnung mit den Bildern der Ausstellung suchen. Wenn sie überdies an einer „Führung“ oder einem „Gespräch vor dem Bild“ teilnehmen, haben sie auch im Blick, dass sie mit anderen gemeinsam in Kontakt zum Bild treten. Aufgrund der Erfahrung, dass sich Kunstwerke hervorragend dazu eignen über existenzielle Fragen des Lebens miteinander ins Gespräch zu kommen, gestalten wir unsere Ausstellungen so, dass in den Ausstellungsräumen eine Atmosphäre geschaffen wird, die zum Sprechen über die Arbeiten einlädt. Neben den Zeiten, in denen Besucher für sich allein den Werken gegenüberstehen können, gibt es auch „begleitete“ Zeiten, in denen wir selber oder die von uns geschulten MitarbeiterInnen die Besucher gezielt anregen sich mit den Werken in Ko-respondenz zu begeben. „Die spezifische Schreibweise des Begriffs ‚Ko-respondenz‘ soll unterstreichen, dass es hier um den wechselseitigen Austausch von ‚Geltungsansprüchen‘ geht bzw. um ein Miteinander-Antworten auf das, was gerade anfällt (...)“¹⁵ Dabei geht es nicht darum, die Bilder zu erklären und in einer Deutung festzuschreiben, etwa wie in einer sonor heruntergeleiterten Schlossführung, denn es gibt nicht „DIE Erklärung, DIE Deutung, DIE Intention des Künstlers. Ein Kunstwerk spricht mit vielen Formen und Farben und in vielerlei Sprachen. Es wird je nach Kontext der Betrachter anders erlebt. Ein und dasselbe Werk kann in verschiedenen Lebenssituationen ganz unterschiedlich zu uns „sprechen“. Es geht also nicht um Erklärung, sondern vielmehr um die Begegnung zwischen dem Betrachter und dem Kunstwerk, zwischen dem Betrachter und seiner selbst, zwischen Betrachter und Künstler und der Begegnung unter den

¹² Polyloge 7/2001 Das Selbst als Künstler und Kunstwerk S. 11

¹³ ibid. S. 1

¹⁴ ibid. S. 1

¹⁵ Leitner, Handbuch der Integrativen Therapie S. 78

Ausstellungsbesuchern, sozusagen von Mensch zu Mensch. Kunstwerke haben viele Facetten, sind vielstimmig und werden deshalb auch am besten „vielstimmig“ und „kokreativ“ (beide Begriffe werden im nächsten Abschnitt erläutert) erschlossen. Um ein flüchtiges Hinschauen in eine wirkliche Begegnung mit dem Werk zu wandeln, in der das Werk beginnt zu „sprechen“, muss die Wahrnehmung des Betrachters geschult sein, beziehungsweise geschärft werden.

„ (...) Sehen ist eine Frage des Bewusstseins ... künstlerisches Sehen eine Frage des geschulten Bewusstseins.“ (John Ruskin [1819-1900] Bd. XV, 27)¹⁶ Viele Menschen haben aber kein geschultes Bewusstsein, sind nicht in der Lage wirklich hinzuschauen, länger hinzuschauen, Details wahrzunehmen etc. Das geduldige, genaue Schauen, kann aber gefördert werden, wenn man den Betrachter ermutigt nicht nur flüchtig hinzuschauen und zum nächsten Bild zu eilen, sondern zu verweilen um eigene Resonanzen auf das Werk wahrzunehmen. Wirkliches Hinschauen kann erlernt und geübt werden. Hilfreich ist, wenn man den Betrachtern z.B. kurze Informationen über den Künstler oder über das Thema an die Hand gibt oder sie auch teilhaben lässt an Entdeckungen von Bilddetails und an den eigenen Emotionen, die das Bild ausgelöst hat. Deshalb rate ich den Mitarbeitern auch immer **die** Motive für Bildgespräche auszuwählen, von denen sie sich selbst momentan am stärksten angesprochen fühlen.

Jenseits des Ausstellungskontextes gilt für die rezeptive Kunsttherapie, dass die Auswahl der Werke dem Hintergrund des Patienten angepasst sein muss und der Therapeut, die Therapeutin sich fragen sollte: „... was mag er (der Patient Anm. d. Verf.), was kommt bei ihm an? Was spricht ihn an, was kann ich mit dem Kunstwerk und durch das Kunstwerk in ihm wecken? Wie kann ich ihn sehen lehren, wie kann er sehen lernen, sinnend sehen, betrachten, meditierend - ein Antlitz, eine Landschaft, eine Landschaft als Antlitz, ein Antlitz als Landschaft, Seelenlandschaften. Was kann er erschaffen in der Betrachtung? Wie kann das Betrachtete ihn gestalten?“¹⁷ Diese Fragen stelle ich mir auch außerhalb therapeutischer Prozesse, wenn ich Ausstellungen konzipiere und didaktisch vorbereite.

2.3 Kokreativität und Polylog - Grundbegriffe der Integrativen Agogik und Therapie

Die Begriffe „Kokreativität“ und „Polylog“ werden in den Ausführungen immer wieder erwähnt werden. Zum besseren Verständnis erfolgt an dieser Stelle eine kurze Erläuterung der „Kokreativität“. Ein praktisches Beispiel der Kokreativität aus meiner Arbeit findet sich im Abschnitt „Kokreative Weiterführung des Projektes“ (Seite 56). Der Begriff „Polylog“ wird im Anschluss an die Erläuterung des Begriffes Kokreativität anhand eines Beispiels meiner Praxis erschlossen.

Petzold prägte den Begriff der Kokreativität in den späten 60er Jahren als er gemeinsam mit Vladimir N. Iljine Seminare¹⁸ durchführte, die durch eine „schöpferische Interaktion“ zwischen Iljine, Petzold und der Seminargruppe geprägt waren. „Das kokreative Gespräch hat eine integrierende, heilende und generative Qualität, die eine unverzichtbare Grundlage für die agogische

¹⁶ Polyloge 7/2001 Das Selbst als Künstler und Kunstwerk S. 4

¹⁷ ibid. S. 11

¹⁸ zu den Themen „Le corps et le coeur“ und „Corporalité et Créativité“ erläutert in: Iljine, Petzold, Sieper, Kokreation – Die leibliche Dimension des Schöpferischen in: Die neuen Kreativitätstherapien Bielefeld und Locarno, 1990, S. 203

und therapeutische Arbeit bildet.“¹⁹ Petzold erklärt, dass jedem Menschen Kreativität zu Eigen ist und dass sie, da der Mensch nicht für sich alleine lebt, sondern in einem „Milieu der Koexistenz verwurzelt“²⁰ ist, auch die ganz individuelle Kreativität von ihrem Wesen her „immer Kokreation“²¹ sei. Damit sich Kreativität wirklich entfalten kann, bedarf es des Mitmenschen, da alles Lebendige miteinander zusammenhängt, wie schon Freud in seiner „Genitaltheorie“ erläuterte.²² Kreativität entfaltet sich in der Wechselseitigkeit (Mutualität) zwischen Menschen. Die Verschiedenheit der Menschen ist im Hinblick auf kreative Prozesse eine große Chance, da sie verschiedene Perspektiven mit in die Gestaltung einfließen lässt. Petzold vertritt die Ansicht: „Daß erfolgreiche Therapien sich nur als ein kokreatives Geschehen vollziehen können. Wir müssen ein Milieu bereitstellen, in dem schöpferische Wechselseitigkeit (mutualité créatrice) entstehen kann, sich zeigen und gesehen werden kann, sich in Aktionen konkretisieren kann.“²³ Wo das kokreative Milieu unterbrochen wird, ist Heilung, so Petzold, nicht möglich: „Therapie, die sich nur im Reden erschöpft und nicht in ein kokreatives Spiel der Sinne und des Ausdrucks eintritt, den Sinnen kein Spiel bietet, trocknet aus. Therapie braucht Intensität, braucht schöpferischen Raum, schöpferische Zeit braucht kreative Zwischenmenschlichkeit, braucht den ‚ästhetischen Raum‘ der Gestaltung, wo man Kreativität miteinander ‚ausspielen kann‘.“²⁴ Oder, anders formuliert: „Therapie bedeutet darum nichts anderes als das Herstellen einer Lebenssituation mit ‚fungierender Kreativität‘ als Kokreation als ein Schaffen miteinander, füreinander im Bezug miteinander.“²⁵

Polylog: vielstimmiges Sprechen in begleiteten Kunstausstellungen

In unseren begleiteten Ausstellungen beobachtete ich über die Jahre hinweg ein „vielstimmiges“ Sprechen: Da gibt ein Mitarbeiter eine Mitarbeiterin Impulse zum Bild und aus ihm sprechen viele Stimmen, wie z.B. bei Chagalls Radierungen zur Bibel, die des biblischen Textes, die der Exegeten, die Stimmen, die die religiöse Sozialisation der MitarbeiterIn prägten, die Stimme Chagalls, die des Kunstwerks selber und die der Kunsthistoriker, und die Stimme, die die eigene momentane Resonanz des Mitarbeiters (der Mitarbeiterin) auf die Arbeit ausspricht. All das fließt in das, was er den Ausstellungsbesuchern an Impulsen übermittelt, mit ein. Und die Besucher antworten und fragen wiederum mit vielen Stimmen, wie z.B. der des „wissenden“, intellektuellen Kunstinteressierten, des vom Werk berührten Menschen, der Antworten auf existenzielle Lebensfragen sucht, der des „Chagallfans“, der des Laien in Sachen Kunst. Ich beobachtete das Phänomen, ohne dass ich es einem terminus technicus oder einer Theorie zuordnen konnte. Die Integrative Therapie bezeichnet diese Art der Kommunikation als „Polylog“. „... Polyloge: das ist das Gespräch mit Vielen, damit Vieles ‚zur Sprache‘ ... kommt und (...) vielfacher Sinn

¹⁹ Iljine, Petzold, Sieper, Kokreation – Die leibliche Dimension des Schöpferischen in: Die neuen Kreativitätstherapien Bielefeld und Locarno, 1990, S. 203

²⁰ ibid. S. 203

²¹ ibid. S. 203

²² ibid. S. 206

²³ ibid. S. 209

²⁴ ibid. S. 210

²⁵ ibid. S. 210

(...) geschöpft werden kann.“²⁶ Das polylogische Sprechen führt zu einem vielfältigen kokreativen Erschließen des Kunstwerkes in diesem Kontext und in diesem Moment.

Wir beobachteten, dass, z.B. inmitten der biblischen Chagallgrafiken „mündliche Überlieferung der Bibel“ praktiziert und weitergeführt wird. Ein Pfarrer, der unsere Chagallausstellung „Bilder zur Bibel“ in seiner Gemeinde gezeigt hatte, stellte erstaunt fest, dass er „noch nie so viel biblische Geschichte am Stück **erzählt**“ (nicht vorgelesen oder gepredigt) habe, wie während der Ausstellung. Die Bibel wurde ja auch zunächst über etliche Jahrhunderte hin mündlich tradiert, im Rahmen des Familienkontextes über Generationen hinweg wieder und wieder erzählt. Die immer wieder rezitierte Geschichte von der Befreiung aus der Sklaverei und der Bewahrung auf der Wüstenwanderung, gab z.B. dem Volk Israel Kraft schwere Zeiten wie die des Exils durchzustehen, stärkte die Zusammengehörigkeit in der Fremde. Biblische Überlieferung vollzog sich nicht im Monolog, sondern zumindest in Dialogform. So heißt es denn in Deut 6,20 f auch „Wenn eure Kinder später fragen wozu all die Weisungen ... gut sind, dann gebt ihnen zur Antwort: ‚Als Sklaven mussten wir dem König von Ägypten dienen, doch der Herr befreite uns mit seinem starkem Arm‘ (...)“ Noch heute wird dieser Dialog an jedem Sederabend in jüdischen Familien zelebriert, wenn das jüngste Kind der Tischgemeinschaft fragt: „Warum ist diese Nacht anders als die anderen?“ und der Vater darauf die Geschichte von der Befreiung aus der Knechtschaft in Ägypten erzählt, derer Juden ja während des Pessachfestes feierlich gedenken. Die Bibel selbst ist kein Monolog Gottes, auch wenn wir durch die Begrifflichkeit „Das Wort Gottes“ geneigt sind, das anzunehmen. Die Bibel (aus dem Lateinischen „Biblia = Bücher“, also Plural, nicht „Buch“ im Singular) ist vielfältiges Sprechen von Gott und damit ein „Polylog“. Die Bibel ist weniger als Buch sondern mehr als Bibliothek, als Sammlung von Büchern, zu verstehen. Sie repräsentiert Stimmen vieler verschiedener Menschen, die zu unterschiedlichen Zeiten in verschiedenen Lebenskontexten ihre Vorstellung von der Welt und ihre Erfahrungen mit Gott ausgesprochen haben. Und weil die Bibel die Stimmen vieler Autoren und Lektoren umfasst, die in völlig unterschiedlichen historischen und ökologischen Kontexten ihre Erfahrungen mit Gott notierten, enthält die Bibel auch Widersprüche (denken wir nur an die beiden Schöpfungserzählungen), finden wir in ihr neben Konsens auch Dissens.

Genauso ist es mit uns selber: In uns sprechen viele Stimmen, z.B. die des leistungsorientierten Vaters, der ordentlichen Mutter, der hedonistischen Tante, der strengen Lehrerin etc., verschiedene Haltungen, die uns im Laufe unseres Lebens geprägt haben. „Niemand, auch wenn er ganz für sich ist, ist jemals allein. Die ‚unsichtbaren anderen‘, in seinem Gedächtnis in seinen Gedanken, in seinem Herzen sind präsent – beständig, auch wenn er sich ihrer im Moment nicht gegenwärtig ist.“²⁷ Wenn wir z.B. rückschauend einen Blick auf unser Leben werfen, ist da denn auch „... nicht *ein* Erzähler mit *einer* Erzählung, die er vorträgt, sondern ein Gemurmel von Stimmen, von denen einmal die eine, mal eine andere in den Vordergrund tritt, so dass die Illusion *eines* klaren Erzählstroms entsteht – auf das Gewisper der Souffleure ... muß man schon gut hinhören.“²⁸

²⁶ Integrative Therapie 3-4/2002, Petzold, Lebensgeschichten verstehen, S. 148

²⁷ Iljine, Petzold, Sieper, Kokreation – Die leibliche Dimension des Schöpferischen in: Die neuen Kreativitätstherapien Bielefeld und Locomo, 1990, S. 209

²⁸ Therapie 3-4/2002, Petzold, Lebensgeschichten verstehen, S. 176

2.4 Unser Ikonotherapie-Projekt – ein Beispiel rezeptiver Kunsttherapie

Neben der Kulturarbeit der begleiteten Ausstellungen machte ich auch im Bereich der Ikonotherapie (der es um die salutogene Wirkung von Kunst in Krankenhäusern und Senioreneinrichtungen geht) Erfahrungen im Bereich der rezeptiven Kunsttherapie. 1984 wurden wir beauftragt, für die Bettenzimmer des neu erbauten Krankenhauses in Gummersbach Kunstdrucke zu liefern. Aufgrund persönlicher Erfahrungen²⁹ war für mich klar, dass nicht nur ästhetische oder gar verwaltungstechnische Erwägungen die Bildauswahl bestimmen dürfen, sondern dass die besondere Situation kranker Menschen berücksichtigt werden muss, vor allem wenn es um den „Wandschmuck“ in den Bettenzimmern geht, dem die Patienten ja nicht entweichen können. Diese Vorstellung war damals noch nicht sehr verbreitet. Ich selber war im Rahmen meines Kunststudiums dem Ikonotherapieprojekt von Professor Ott, seinerzeit Chefarzt des Bonner Waldkrankenhauses begegnet, der aktuelle Kunst (Originale z.B. von Beuys, Uecker, Richter und anderen) als „Heilmittel“ in die Klinik holte. Er schreibt: „Es gilt nicht, das Kunstschaffen als Therapieform zu nutzen, sondern den Code einer heilsamen Kommunikation zwischen Kunstwerken und Krankem nutzbar zu machen. Es ist unzweifelhaft: Kunstwerke im Krankenhaus veranlassen die Patienten mit dem Bettnachbarn, dem Pflegepersonal, den Besuchern, den Ärzten ihre oft schwer überwindbare Isolation zu durchbrechen. Zerstreung, Tröstung, Stimulierung und selbst Ablehnung dieser Kunst lenken von ihrem Leid ab. Oft hilft auch eine Identifizierung von Bildinhalten mit eigenem Leiden zur Krankheitsbewältigung.“³⁰

Wenn es nach dem Architekten gegangen wäre, würden in den Bettenzimmern des Gummersbacher Krankenhauses überwiegend Arbeiten der Surrealisten hängen, weil sie seiner Meinung nach gut zu einem „modernen Gebäude passen“. Mehrere engagierte Debatten waren nötig, um klar zu machen, dass Kunstwerke im Krankenzimmer nicht ausschließlich nach ästhetischen Gesichtspunkten im Sinne von: „Monets Seerosenteiche passen gut zu den blauen Fensterrahmen“ ausgewählt werden sollten. Es wurde mir schließlich gestattet, die Patienten in den Auswahlprozess mit einzubeziehen. Ich befragte etwa 120 stationär aufgenommene Patienten und erfuhr, dass sie sich „Ruhiges, Tröstliches und Aufbauendes“ im Krankenzimmer wünschten, wie stille, helle Landschaften, (z.B. von Monet oder Renoir), Tiere (Marc) oder freundliche Menschen (Picassos „Mädchen mit der Taube“). Surrealistische Bilder wurden von der Mehrzahl der Befragten abgelehnt, da sie als bedrohlich empfunden wurden. Die endgültige Bildauswahl wurde dann von mir auch auf dem Hintergrund der Künstlerbiographien getroffen. Ich habe zu den einzelnen Bildern Bildbetrachtungen verfasst, in die Biographisches des Künstlers einfluss. Denn es ist ja durchaus ermutigend zu erfahren, dass ein Matisse, dessen Sehkraft immer mehr abnahm, dennoch weitermalte und vom Bett aus, halbblind, die Wände der Rosenkranzkapelle in Vence mit Zeichnungen versah oder Paul Klee trotz unheilbarer Krankheit im vorletzten und letzten Lebensjahr eine große Fülle von Arbeiten gestaltete, darunter viele Engelmotive - der reduzierten Kraft angemessen, mit zartem Bleistiftstrich anstelle des virtuosen Pinsels .

Über die ermutigenden, biographischen Informationen hinaus, von denen ich mir eine salutogene Wirkung versprach, formulierte ich die Texte zu den Bildern sehr offen, beschreibend und

²⁹ Fünf Jahre vor dem Neubau des Gummersbacher Krankenhauses hatte mein Vater einen Herzinfarkt erlitten und war in den Wochen seiner Rehamaßnahme einem abstraktem, bonbonrosa-lindgrünen dekorativem, modernen „Etwas“ (etwa auf dem Niveau von Rosina Wachtmeister) ausgeliefert, das gegenüber seinem Bett hing. Der Anblick war ihm auf Dauer nicht erträglich und er bat uns das Bild abzuhängen, und es durch einen Druck van Goghs Sämman mitzubringen. Mein Vater hat Malerei studiert und ist sehr offen gegenüber moderner Kunst, doch ist es ein Unterschied, ob man sich als gesunder Menschen einem Kunstwerk zuwendet und auch wieder abwenden kann, oder ob man als Kranker, der ans „Bett gefesselt“ ist, permanent einem Bild gegenüberliegt, das einen nicht anspricht, sondern abstößt oder gar bedroht.

³⁰ Gerhard Heinrich Ott in „Der andere Blick“ Heilwirkung der Kunst heute, herausgegeben von Walter Smerling und Evelyn Weiss, Köln, 1986, S. 99

stellte immer wieder Fragen um den Patienten einzuladen mit dem Bild zu „kommunizieren“. Ab und an riefen genesene Patienten bei mir an und wollten den Kunstdruck erwerben, der sie während des Krankenhausaufenthaltes begleitet hatte. Damit kein Patient mehr einem Bild ausgeliefert sein muss, das ihn aufregt oder das er als furchterregend empfindet, wurde im Kreis-krankenhaus Gummersbach eine kleine Artothek eingerichtet, die von den ehrenamtlich tätigen „Grünen Damen“ betreut wird. Sie fragen die Patienten ob sie das Bild, das ihnen gegenüber hängt, anspricht, oder ob sie ein anderes haben wollen. Die Patienten können bei Bedarf aus einem Katalog, oder direkt vom Posterwagen, ein neues Motiv aussuchen. Petzolds Forderung, die er für die Werkauswahl der rezeptiven Kunsttherapie aussprach, gilt auch, vielleicht sogar in besonderem Maße für die Ikonotherapie: „Es muß salutogen, heilsam und protektiv Wirkendes angeboten werden.“³¹

2.5 Kunsttherapie im Integrativen Ansatz

Integrative (Kunst-)Therapie ist „kurative Heilbehandlung, Gesundheitsförderung, Persönlichkeitsentwicklung, Kulturarbeit.“³² Petzold kritisiert, dass die rezeptive Kunsttherapie in der Psychotherapie und in der Therapieforschung bislang vernachlässigt worden sei. Im Vordergrund stand die aktive Kunsttherapie. Rezeptive Kunsttherapie wurde allenfalls im Rahmen der Ikonotherapie Beachtung geschenkt, der Frage nach der Wirkung von Kunstwerken auf Menschen in Kliniken und Senioreneinrichtungen. Doch die heilsame Wirkung von Kunst kann viel breiter therapeutisch nutzbar gemacht werden! Deshalb nimmt die rezeptive Kunsttherapie im integrativen Ansatz auch einen wichtigen Stellenwert ein. „Sie (die Kunstwerke, Anm. d. Verf.) nehmen uns in die ‚Diskurse der Kultur‘ hinein. Kunst erzählt Leben, weil ihre Narrativität in den ‚narratives of life‘ gründet, sie legt Leben aus, weil dieses von jedem wahrnehmenden, erlebenden Selbst erfasst, verstanden, erklärt werden will. Leben verlangt Auslegung und diese ist immer auch Gestaltung. Das Gestaltete als Teil des Lebens wiederum geht erneut ein in die Bewegungen der Hermeneutik ... Kunst ‚erklärt Menschen die Welt‘ in einzigartiger, unmittelbarer Art und Weise, weil sie der Essenz den ‚humanum‘ und der ‚Lebenswelt‘ entspringt. Hier ist letztendlich Grund und Begründung rezeptiver Kunsttherapie zu sehen.“³³ Die Integrative Therapie beschreitet deshalb neben dem aktiven kunsttherapeutischen Weg auch den rezeptiven. Keinem wird der Vorzug gegeben, beide kommen abhängig von der Situation, der Befindlichkeit und dem Kontext in dem der Patient, die Patientin steht, zur Anwendung. Dabei sind zu- meist beide Wege Bestandteil des therapeutischen Prozesses. „Von der kreativen Rezeption wird ein Weg in die kreative Produktion eröffnet ... werden immer wieder Materialien der Kunst zum Ausgangspunkt genommen um produktive Gestaltungsprozesse anzuregen ... Dies ist möglich, weil Kunstwerke einen Aufforderungscharakter (Lewin) haben. Sie sprechen uns an (...)“³⁴

³¹ Polyloge 7/2001 Das Selbst als Künstler und Kunstwerk S. 14

³² Polyloge 7/2001 Das Selbst als Künstler und Kunstwerk S. 18

³³ ibid. S. 3

³⁴ Polyloge 7/2001 Das Selbst als Künstler und Kunstwerk S. 18

Integrative Kunsttherapie arbeitet mit unterschiedlichen kreativen Medien (Bildern, Skulpturen, Musikstücken, Texten) in „intermediären Quergängen“.³⁵ und ihr ist eine „Intermodalität zwischen produktiven und rezeptiven Möglichkeiten“ zu Eigen.³⁶ Konkret bedeutet das beispielsweise: Am Anfang sucht der Klient, die Patientin ein Kunstwerk aus, das er/sie in Korrespondenz mit dem Therapeuten, der Therapeutin betrachtet, oder zunächst auch alleine auf sich wirken lässt. Dann schreibt der Patient seine Resonanz auf. Auf den Eindruck des Bildes folgte der Ausdruck in Form des Textes. Zu Beginn kann genauso ein Musikstück oder auch ein Gedicht stehen auf deren Eindruck hin gemalt oder plastiziert wird. „Hier wird der rezeptive Modus überschritten, indem ‚aus der Resonanz auf das betrachtete Bild, die gehörte Musik, selbst produktiv gestaltet wird (...) Deshalb sprechen wir von rezeptiv-produktiv, weil aus der Wahrnehmung, ihrer Verarbeitung neue Handlung entstehen kann. Der Verarbeitung (appraisal/Einschätzung, valuation/Bewertung) in inneren Prozessen und im Dialog, also interpretativer, hermeneutischer Arbeit, kommt dabei große Bedeutung zu, denn Bilder werden ‚ja auch von Betrachtern bewertet (...) Prozesse, die sorgfältiger Beobachtung und Forschung bedürfen. Deshalb ist da Gespräch über das gemeinsam betrachtete Bild unerlässlich, durch das in einem ‚narrativen Klima‘ neue Erzählungen, Lebenserzählungen entstehen können. Rezeptive und rezeptiv-produktive Kunsttherapie muß deshalb immer auch eine narrative Sequenz haben (...)“³⁷ Die Resonanz auf das anfangs betrachtete Bild (oder das gehörte Musikstück), der entstandene Text, wird, sofern der Patient damit einverstanden ist, im Zweiersetting (TherapeutIn/PatientIn) oder im Gruppenkontext (falls in der Gruppe gearbeitet wird) vorgetragen. Im Hören des Textes erfolgt wiederum ein Eindruck. Dieser löst erneut Gedanken und Gefühle aus, die wiederum zum Ausdruck drängen. Ein erneuter Ausdruck entsteht in Bild, Text, Bewegung oder Klang, der wiederum einen Eindruck hinterlässt und so fort. Besonders fruchtbringend können diese Prozesse im Gruppenkontext erlebt werden, in dem intermediäre Quergänge noch weiter fortgeführt werden können, indem einzelne Geschichten in einem kokreativen Prozess zu einem Theaterstück zusammengefügt und aufgeführt werden können. Es immer wieder frappierend zu erleben wie viel Kreativität in einzelnen Menschen schlummert und was durch ein kokreatives Zusammenwirken in einem konvivialen³⁸ Miteinander Neues möglich werden kann!

Je nach Indikation kann am Anfang des Prozesses auch der aktive Part stehen: Der Patient hat ein Stück Ton vor sich liegen und wird eingeladen, in den Ton zu drücken, was ihn bedrückt. Danach erfolgt eine Betrachtungsphase, die nicht zwingend als Gespräch zwischen Therapeuten und Klient verlaufen muss, sondern auch in Form einer „stillen Betrachtung“ seines Werkes durch den Patienten erfolgen kann. Im Anschluss daran erfolgt z.B. der Auftrag über das Geschaffene (oder auch das, was im Schaffensprozess erlebt wurde) ein Märchen zu schreiben,

³⁵ Petzold, Orth, Die neuen Kreativitätstheorien Bielefeld 1990, unveränderte Neuauflage 2007, S. 25

³⁶ Polyloge 7/2001 Das Selbst als Künstler und Kunstwerk S. 18

³⁷ Ibid. S. 15

³⁸ Konvivialität ist die Qualität eines freundlichen, ja heitern Miteinanders, Gemeinschaftlichkeit, die aufkommt, wenn Menschen bei einem Gastmahl oder einem Gespräch oder einer Erzählrunde zusammensitzen, wenn sie miteinander spielen, singen, wenn Lachen und Scherzen den Raum erfüllt oder sie gemeinsam Musik hören oder einer Erzählung lauschen (...) wo jeder so sein kann und akzeptiert wird, wie er ist (...) Polyloge 2002 S. 154

das wiederum verlesen wird - immer vorausgesetzt, dass der Patient damit einverstanden ist. So wird der Ausdruck wieder zum Eindruck, der erneut nach Ausdruck drängt. Integrative Kunsttherapie arbeitet sowohl rezeptiv als auch aktiv, wobei in den „intermediären Quergängen“ eine Verschränkung von beidem erfolgt. Der rezeptive Teil der Kunsttherapie hat einen großen Anteil, da die selbst gestalteten Werke wiederum Gegenstand der Betrachtung sind und der Reflektion der Prozesse in Ko-respondenz zwischen Therapeuten und Patienten eine große Bedeutung zukommt. Die rezeptive Kunsttherapie des Integrativen Ansatzes vollzieht sich in der Form narrativer Praxis. Die Patientin, der Patient sucht sich aus vorgelegten Kunstdrucken oder auch Originalen ein Werk aus, das sie anspricht und das dann zum Gegenstand der Betrachtung wird. Dabei werden die eigenen Resonanzen auf die betrachtete Arbeit im Gespräch zwischen TherapeutIn und PatientIn (oder im Gruppensetting zwischen den Gruppenteilnehmern) ausgesprochen. Auf diese Weise werden ganz unterschiedliche Gedanken, Gefühle, Assoziationen auf das Kunstwerk benannt und in einem kokreativen Prozess wird das Werk für diese spezielle Situation und in diesem speziellen Kontext für die am Prozess beteiligten Personen erschlossen. Dabei geht es nicht darum herauszufinden, was der Künstler, die Künstlerin mit dem Werk exakt ausdrücken wollte, sondern was die Betrachter als Rezipienten in der Arbeit wahrnehmen und aus ihr lesen, was sie anrührt. „Rezeptive Kunsttherapie zentriert in der ‚ästhetischen Erfahrung des Selbst mit sich selbst und seiner Lebenswelt‘ in seiner Lebensspanne und in einem jeweils umgebenden Raum vollkommener Wechselseitigkeit der Wahrnehmung, Betrachtung, Erkenntnis, Sinnschöpfung. Sie erfolgt in einem ko-respondierenden, intersubjektiven Prozess zwischen der Therapeutin, dem Patienten, dem Kunstwerk/Objekt und dem Kontext mit dem was er umschließt ... und zielt auf die schöpferische Gestaltung des eigenen Selbstes und der eigenen und gemeinschaftlichen Lebenswirklichkeit in engagiertem Zusammenwirken.“³⁹

Für den Austausch zwischen Therapeut und Patient über eine Arbeit, die der Patient geschaffen hat, gilt, dass dem Therapeuten keine Deutungsvollmacht zukommt. Diese fällt zunächst dem Patienten zu. „Erstes Gültigkeitskriterium der hypothetischen Interpretation sind das Gefühl und die Einschätzung des Patienten: Es muss sich für ihn stimmig anfühlen und ihm einleuchtend vorkommen.“⁴⁰ Im Integrativen Ansatz gilt das Paradigma der „doppelten Expertenschaft“. Deshalb hält sich die Therapeutin mit der Formulierung ihrer Eindrücke, Assoziationen, Resonanzen stark zurück, bringt diese erst ein nachdem sie die Patientin gefragt hat, ob diese an ihren Gedanken interessiert sei. Wenn die Patientin dem zustimmt, aber mit den Resonanzen der Therapeutin auf ihr Werk nichts anfangen kann, werden diese von der Therapeutin im Austausch nicht weiterverfolgt. Die Integrative Therapie verweist in diesem Zusammenhang auf die von Gabriel Marcel 1985 postulierte Intersubjektivitätstheorie die „leibhaftige Begegnung in wahrhafter Wechselseitigkeit“ forderte. Sie praktizierte der ungarische Psychologe Ferenczi bereits in den 30er Jahren, indem er das Prinzip der Deutungsmacht aufgab und, wenn es hilfreich erschien, eigenes biographisches Material in die Behandlung einbezog. Petzold entwickelte das

³⁹ Polyloge 7/2001 Das Selbst als Künstler und Kunstwerk S. 3

⁴⁰ Leitner, Handbuch der Integrativen Therapie S. 100

Konzept der Mutualität weiter. In der Integrativen Therapie wird das „Modell selektiver Offenheit und partiellen Engagements“ angewandt

Es ist wichtig, diese Haltung der Therapeutin (kein Deutungsmonopol zu haben) dem Patienten vorab, bereits zu Beginn des Prozesses zu erklären. Zum einen, damit er nicht die Erwartung an die Therapeutin richtet, dass sie eine fertige, schlüssige Erklärung hat (z.B. für die Träume des Patienten) und zum anderen, damit er nicht gehemmt ist im Hinblick auf seinen Ausdruck, auf seine aktiven kunsttherapeutischen Prozesse in Resonanz auf das Rezipieren von Kunstwerken, Gedichten oder Musikstücken. Die Vorstellung, dass das Bild, was er malt oder die Tonfigur, die er formt, vom Therapeuten „entschlüsselt“ werden kann und er sich sozusagen über seine Arbeit „nackt auszieht“, sich völlig schutzlos dem Therapeuten offenbart, kann die Unbefangenheit des Ausdrucks einschränken.

3. Einzelne Begriffe der Integrativen Therapie, unter besonderer Berücksichtigung ihrer Relevanz für die Arbeit mit Senioren

3.1 „Sein ist Mitsein“

Menschliches Leben ist angelegt auf Kontakt zu und die Begegnung mit anderen Menschen. Aristoteles bezeichnete den Menschen als „zoon politikon“, die Integrative Therapie vertritt die Maxime „Sein ist Mit-sein“.⁴¹ Das Individuum entwickelt sein Selbst aus diesem Kontakt zu und in der Auseinandersetzung mit dem Gegenüber heraus. Ein Säugling, der keine Resonanz einer beständigen, liebevollen Kontaktperson erfährt, wird verkümmern. „Mensch wird man durch den Mitmenschen. Person wird man durch Interaktionsprozesse, durch intersubjektive Korrespondenz.“⁴² oder, anders ausgedrückt: „Das Selbst eines Menschen – ist keine ontologische Vorgegebenheit sondern ‚verleiblichter Lebensprozess mit Anderen und Anderem‘, so die integrative Position – trägt die verinnerlichten anderen.“⁴³ Die Persönlichkeit des Menschen wird also in Gruppen und sozialen Netzwerken geprägt. „ ‚Gesunde‘ soziale Gruppen können Menschen Entfaltungsspielräume bereitstellen, die ihre Potentiale fördern, in denen sie sich zu einer Persönlichkeit entwickeln und in denen Gesundheit und Wohlbefinden bis ins hohe Alter hinein erhalten bleiben. In lebensfeindlichen Gruppen, die beschneiden, einengen, verdinglichen, in denen kaltes, feindseliges, gewalttätiges Klima vorherrscht, verkümmern Menschen.“⁴⁴ Die Integrative Therapie verfolgt den Ansatz des „Life span development approach“ der postuliert, dass Entwicklung und Identitätsfindung ein lebenslanger Prozess seien. Das bedeutet, dass auch betagte Menschen zur Selbstfindung und Identitätssicherung andere Menschen in sozialen Gruppen brauchen. Hier stellt sich jedoch das Problem, dass sich die sozialen Kontakte im Alter vielfach extrem reduzieren: Verwandte und Freunde der gleichen Alterskohorte sterben. Oftmals muss im höheren Alter, wenn eine Alleinversorgung nicht mehr möglich ist, eine Über-

⁴¹ Petzold, Sieper Das Beispiel Henry Dunant: melioristisches Friedensstreben, in: Integrative Therapie 4/2010, S. 391

⁴² Hilarion Petzold Was ist Integrative Therapie? Leitideen und Grundkonzepte S. 7

⁴³ Hilarion Petzold, Lebensgeschichten verstehen Integrative Therapie 3-4 2002, S. 172

⁴⁴ Hilarion Petzold, Integrative Therapie, Band 3 S 663

siedlung in eine Einrichtung in einen anderen Stadtteil oder eine andere Stadt erfolgen. Vertraute soziale Kontakte werden auf diese Weise abgebrochen (der Fleischer um die Ecke, bei dem man das neueste aus dem Umfeld erfuhr, die Friseurin, die genau wusste wie das Haar zu ondulieren ist, die Kirchengemeinde, in der man die Goldkonfirmation feierte, etc.). Hilarion Petzold schreibt, dass „der Begründer einer netzwerktheoretischen Betrachtungsweise J.L. Moreno (...) schon 1947 in seiner Arbeit „The social atom and the death“ herausgearbeitet habe, „dass Altern in erster Linie kein biologisches Faktum sei, sondern ein Absterben des ‚sozialen‘ Atoms‘, (...) ein Verfall sozialer Gruppen und ein Verlust der in ihnen einstmals anwesenden ‚bedeutungsvollen Bezugspersonen‘.“⁴⁵

Es sollten sich daher Menschen bereits in mittleren Jahren anregen lassen, sich der Netzwerkpfege zu widmen und mit zunehmendem Alter ausgedünnte Netzwerkkonstellationen (wie z.B. die zerbrechende Herkunftsfamilie, Tod der Eltern, Tanten, Onkel, älteren Geschwister) wieder aufzufüllen und zu stabilisieren. Neben familiären und freundschaftlichen Beziehungen, gilt es, so Petzold, nachbarschaftliche, institutionelle und interessenorientierte Bezüge aufzubauen, zu nutzen und zu pflegen.⁴⁶

Wenn dies nicht geschieht und sich die sozialen Kontakte immer mehr dezimieren (allein durch den Tod von Menschen des eigenen Jahrgangs) komme es, so Petzold, zu einer Gefährdung der Gesundheit und des Wohlbefindens alter Menschen. „Mit dem ‚Altern der Netzwerke‘ kommt es häufig zur Vereinsamung, die schmerzlich als Einsamkeit erlebt werden kann, aber auch zur Abstumpfung führt (Zimmermann 1982) und Einsamkeit ist ein Risikofaktor (Eder 1990).“⁴⁷ Nicht jedes Alleinsein bedeutet zwangsläufig auch an Einsamkeit zu leiden. Ob Einsamkeit erlebt wird, hängt auch vom Grad der Hilfsbedürftigkeit des alten Menschen ab und davon ob die Hilfsangebote für ihn erreichbar sind. Petzold beschreibt, dass immer wieder auch Anpassungsleistungen an das Alleinsein zu beobachten seien, die das Alleinsein im subjektiven Erleben dann nicht als belastend erleben ließen und führt weiter aus: „Dennoch zeigt sich in den verschiedenen Untersuchungen, Einsamkeit als ein nicht zu unterschätzender Risikofaktor für die Gesundheit alter Menschen (Lowenthal 1964; Sosna 1983, 197; Bennet 1980), besonders, wenn die ‚perceived control‘ über die Einsamkeitssituation nicht gegeben ist (Moore, Schultz 1983)“⁴⁸ Wenn aber das Alleinsein in die Isolation führt, wird die psychische Befindlichkeit verschlechtert, „weil sie (die Isolation, Anmerkung d. Verf.) die Entfaltung der Persönlichkeit im kommunikativen Bezug verhindert – und das hat schon Krankheitswert -, ja sie führt oft zu psychischen und psychosomatischen Symptomatiken (Lowenthal 1965). Doch nicht nur ausgedünnte oder fehlende Netzwerke führen zu Krankheiten, sondern auch: „Kranke Netzwerke bewirken Erkrankungen. Sie sind Ausdruck von Krankheit.“⁴⁹ Deshalb sind laut Petzold netzwerkbezogene Interventionen nötig. Dabei reicht es nicht aus, die Ausgrenzung von älteren Menschen zu verhindern indem netzwerkbezogene Projekte geplant werden. Langfristig gesehen sollten Seniorenheime nicht mehr an der Peripherie, sondern mitten im Ort angesiedelt sein.

⁴⁵ Hilarion Petzold, Integrative Therapie, Band 3 S. 664

⁴⁶ Vgl. Petzold Integrative Therapie Band 2 S.663

⁴⁷ ibid. S. 664

⁴⁸ ibid. S. 664

⁴⁹ ibid. S 665

3.2 Die Problematik der Kommunikation unter alten Menschen in Heimen

Es ist bedrückend zu beobachten, dass alte Menschen in Heimen oftmals sehr einsam sind und zu den anderen Heimbewohnern keinerlei Kontakt haben, obwohl es durchaus Gemeinsames gibt (z.B. dass sie aus dem gleichen Ort kommen, den Krieg erlebten, auf einem Bauernhof aufwuchsen etc.) was aber untereinander nicht kommuniziert wird. Sie scheinen eng nebeneinander aber nicht miteinander zu leben. Bis auf kurze, höfliche Grußfloskeln („weil sich das gehört“) gibt es keinen oder nur ganz wenig Austausch. „Die Bekanntheit des tagtäglichen Umgangs ist zwar ein verbindendes Moment, aber es reicht nur in seltenen Fällen aus, *Vertrautheit*, tragfähige Kohäsion sozialer Gruppen zu schaffen, von *Intimität* einmal ganz zu schweigen.“⁵⁰

Im Bemühen unter rüstigen alten Menschen im Heim wohlthuende, und förderliche Gruppensituationen zu schaffen, die ja Voraussetzung für eine gute Kommunikation und Begegnung untereinander sind, stößt man immer wieder auf Probleme. Alte Menschen lassen sich vielfach nicht oder nur mühsam gewinnen an einer Aktivität mit anderen, einer Gesprächs- oder Begegnungsgruppe teilzunehmen. Da weist die 74-jährige die Einladung zum Seniorenkreis ab, weil da doch nur „alte Leute“ seien. Aktivitäten, die sich an Alte und Junge gleichermaßen richten, werden abgelehnt mit der Frage: „Was wollen die mit mir alter Frau?“

Die Überzeugung mit den Anderen, nichts gemeinsam zu haben, ist unter Bewohnern in Seniorenheimen immer wieder anzutreffen und hat, wie Petzold ausführte, damit zu tun, dass Menschen im Alter eben nicht nur auf gelungene Beziehungen, sondern auch auf schmerzliche Erfahrungen zurückblicken, auf Verletzungen, Vertrauensbrüche, auf Unverständnis, Zurückweisungen, und Kontaktabbrüche. Solcherart negativer Erlebnisse können zur Folge haben, dass Menschen ihre Gefühle und ihre Sicht der Welt gar nicht mehr mitteilen, oder nur auf ganz oberflächliche Weise miteinander kommunizieren, z.B. über das Wetter, das Essen, Medikamente. Diese klischeehafte, oberflächliche Kommunikation führt aber nicht dazu „miteinander warm“ zu werden, der andere bleibt fremd. Alte Menschen, die in Heimen leben, haben sich vielfach arrangiert mit ihrem Rückzug, dem Nebeneinander her leben. Sie wollen keine Probleme machen und in Ruhe gelassen werden. Gleichzeitig beklagen sie ihre Einsamkeit inmitten vieler Anderer, die ihnen fremd sind und oft auch bleiben. Die Ursachen für diesen Widerstand sind mehrperspektivisch zu betrachten: Da gibt es vermutlich persönliche schlechte Erfahrungen mit anderen, da sind viele Abschiedserfahrungen durch den Tod enger Bezugspersonen was dazu führen kann, gar nicht mehr „groß einzusteigen“ in Begegnungen, nicht mehr zu investieren in Beziehungen um nicht ein weiteres Mal die Härte des Abschieds durchleiden zu müssen. Und schließlich ist da manchmal auch einfach eine Müdigkeit im Hinblick auf das Kennenlernen neuer Menschen. Außerdem „(...) müssen die Probleme auf der Mikroebene vor dem Hintergrund der Makroebene einer ‚übergeordneten Alterskultur‘ gesehen werden, in sozialen Mustern, die offenbar zum Sozialisationshintergrund alter Menschen gehören, wie er über die Lebensspanne hin erworben wurde: ‚Mit seinen Problemen muss man allein fertig werden‘. – ‚Ein alter Mensch hat sich zu bescheiden.‘ – ‚Kontaktvielfalt, das ist etwas für Junge.‘ etc. Es handelt sich um verinnerlichte Normen, die als ‚Feind von innen‘ (Petzold 1965, 1979) gekennzeichnet

⁵⁰ Vgl. Petzold Integrative Therapie Band 2, S. 666

wurden und im Verein mit der ‚sozialen Depotenzierung in allen Bereichen‘ (Petzold Bubolz 1976), dem ‚Feind von außen‘, die Möglichkeit an sozialer Partizipation und zu ‚*persönlich bedeutungsvollen Beziehungen*‘ massiv einschränken.“⁵¹

3.3 Social worlds und Erzählgemeinschaften

Da stellt sich natürlich die Frage, wie es gelingen kann, alte Menschen in Senioreneinrichtungen zu ermutigen an den Lebensgeschichten der anderen interessiert zu sein, sich gegenseitig näher kennenzulernen mit dem Ziel aus den allzu losen Kontakten Begegnungen werden zu lassen, die vielleicht zu einer Kette von Begegnungen werden und durch die in die Zeit getragenen Begegnung zu Beziehungen? Petzold führt hinsichtlich dieses Themas folgendes aus: „Wo immer es uns gelungen ist, ‚*persönlich bedeutungsvolle Beziehungen*‘ in Gruppen alter Menschen herzustellen ... waren es zwei Momente, die es verdienen herausgestellt zu werden: Das Herstellen ‚*persönlich bedeutungsvoller sozialer Welten*‘ (social worlds) und das ‚*emotional berührte Teilen von Lebensgeschichte*‘ in lebendigen Erzählgemeinschaften. Beides hat häufig miteinander zu tun, so daß das eine durch das andere gefördert wird und erreicht werden kann, und beides stärkt die *Kohäsion* und *supportive Valenz* sozialer Gruppen und damit die Humanität von Lebenswelt.“⁵² Unter „social world“ versteht Petzold „ (...) die von einer sozialen Gruppe (einem Mikronetzwerk geteilte Perspektive auf die Welt, eine ‚Weltsicht‘ (mit ihren belief-systems, Wertvorstellungen, Basisüberzeugungen im Mikro- und Mesobereich), eine ‚Weltanschauung‘ im Makro- und Megabereich) als kollektive mentale Repräsentation.“⁵³ Im Unterschied zum von Jakob Moreno entwickelten Konzeptes des „sozialen Netzwerkes“, dass auf den Schwerpunkt der Betrachtung auf den quantitativen Aspekt eines Netzwerkes und die Qualität der untereinander bestehenden Beziehungen fokussiert, geht es im Konzept der ‚social world‘ darum, dass eine Gruppe von Menschen eine gemeinsame (geteilte) Sicht auf die Welt hat. „Die soziale Welt ist in dieser Gemeinschaft eine miteinander geteilte. Die gemeinsame Interpretation von Wirklichkeit, die ‚*shared perspectives*‘ (Unruh 1983) gewährleisten eine Synchronisierung von ‚*believe systems*‘, Werten, Gefühlen, Loyalitäten, Traditionsbindungen etc. Man ist (...) einer Meinung, ... handelt aus ‚einem Geist‘ (...) steht in einer emotionalen Verbundenheit.“⁵⁴ In einer sozialen Gruppe (wie z.B. die der Bewohner von Senioreneinrichtungen, die sich ja nicht bewusst sondern zufällig zusammengefunden haben) treffen in der Regel ganz unterschiedliche „social worlds“ aufeinander. Je weniger Gemeinsamkeiten es unter den in der Gruppe vorhandenen Sichtweisen auf die Welt gibt, desto mehr Konfliktpotential ist vorhanden, einfach weil ganz verschiedene Welten mit zum Teil konträren Ansichten z.B. im Hinblick auf Werte aufeinanderprallen. Es müssen mit Hilfe von Ko-respondenzprozessen Schnittmengen innerhalb der Gruppe der Heimbewohner oder der Mitglieder einer Station gesucht, beziehungsweise gemeinsame Perspektiven gefunden werden. „Geschehen solche Ko-respondenzen nicht, sind die Möglichkeiten der Auseinandersetzung eingeschränkt ... so führt

⁵¹ Petzold Integrative Therapie Band 2 S. 666

⁵² *ibid.* S. 666

⁵³ *ibid.* S. 679

⁵⁴ *ibid.* S. 668

dies häufig zu ‚innerer Emigration‘, zu einem Rückzug von der sozialen Gruppe durch ein ‚dwelling on the past‘ (Marshall 1980), in dem man ‚in der Phantasie‘ Welten der Vergangenheit aufsucht, Gruppen, mit denen man sich ‚eins weiß (...)'⁵⁵ Die vergangene Lebenswelt wird in der Phantasie reaktualisiert und überlagert die Gegenwart. Die inneren Dialoge mit wichtigen, jedoch bereits verstorbenen Menschen aus vergangenen Zeiten ersetzen dann die Kommunikation und Interaktion mit real existierenden Personen in der gegenwärtigen Lebenssituation. Durch das Eintauchen in vergangene Lebenswelten kann die aktuelle Situation (Versetzung in einen neuen sozialen Kontext und die damit verbundenen Gefühle von Fremdheit und Einsamkeit) ertragen werden. Im immer stärkeren Rückzug aus der Gegenwart in die Vergangenheit findet der Mensch Trost. Der zunehmende Rückzug vermindert allerdings die Chance sich im neuen Kontext zurechtzufinden und neue Kontakte zu schließen. „Da man auf Dauer nicht nur von Phantasiewelten leben kann, ohne Schaden zu nehmen, kommt es irgendwann zu einem Umschlag, zu massiven *Kompetenzverlusten*, insbesondere zum Abbau *kognitiver Fähigkeiten* und damit zu (...) dem Abbau von *kommunikativen Fähigkeiten*. Beides ist nur bedingt reversibel, letztlich nur durch therapeutische Maßnahmen, (...) die bei den praktischen Lebensvollzügen ansetzen müssen.“⁵⁶

Wie Thomae bereits 1983 feststellte⁵⁷, sind die Möglichkeiten begrenzt, Menschen, die einen massiven Einbruch in ihren bisherigen Lebensvollzug erfahren haben und darauf mit Rückzug reagierten, in eine lebendige Lebenswelt zu versetzen. Deshalb muss es darum gehen, den oben beschriebenen ausweichenden Rückzugstendenzen vorzubeugen. Wie kann das geschehen? Menschen die aufgrund eingeschränkter (kräftemäßiger und körperlicher) Möglichkeiten „gezwungenermaßen“ beziehungsweise nur „notgedrungen freiwillig“ in einen ganz neuen sozialen Kontext versetzt werden, müssen Hilfen angeboten werden, im Gespräch Erfahrungen mit anderen Bewohnern zu teilen. Es gilt gemeinsam Übereinstimmungen zu finden, Sichtweisen auf die Welt, die bereits geteilt werden und unter den Bewohnern neue „social worlds“ zu konstituieren. Die Kapazität dazu ist vorhanden, da der Mensch sich im Laufe seines Lebens ja in unterschiedlichen sozialen Welten, in verschiedenen Gruppen und Bezügen bewegt hat. All diese Erfahrungen sind im Gedächtnis archiviert. „So sind verschiedene Anknüpfungsmöglichkeiten gegeben, sofern es gelingt Fixierungen ... zu durchbrechen und zu einer Verflüssigung der Biographie, des lebensgeschichtlich erworbenem zu kommen, damit es in ... den gegenwärtigen Lebensvollzug einfließen kann. Die ‚archivierten Sozialwelten‘ stellen also ein Potential dar, was genutzt werden kann ... Fruchtbar gemacht werden kann dies aber nur, wenn die Möglichkeit und Fähigkeit des Teilens von Erfahrungen hergestellt oder wiederhergestellt wird, und das, ehe sich ‚innere Dialoge‘ mit den Gestalten der Vergangenheit automatisieren und es zu psychotischen Dekompensationen kommt und bevor noch die ‚innere Zwiesprache‘ des alten Menschen mit sich selbst, der Ausdruck einer intakten ‚Gefährtschaft‘ ist, zusammenbricht (...)'⁵⁸ Dem muss durch präventive Maßnahmen vorgegriffen werden, das heißt der Schaffung von und der Eingliederung in neue social worlds. „Der Mensch, der im Prozeß der Sozialisation

⁵⁵ Petzold Integrative Therapie Band 2, S. 668

⁵⁶ ibid. S. 669

⁵⁷ ibid. S. 669

⁵⁸ ibid. S. 669

„sich selbst zum Gefährten geworden ist“ durch die Verinnerlichung des ‚generalized other‘ (Mead 1934), ist im Alter davon bedroht, diese Gefährtschaft zu verlieren, und d.h. sich selbst zu verlieren. Dies geschieht zum einen durch zerebralen Abbau, wobei dieser in nicht unbedeutendem Maße vom sozialen Kontext, insbesondere durch soziale Deprivation mitbestimmt ist, zum anderen durch die Ausgrenzung aus sozialen Netzwerken. Die Isolation, in der persönlich bedeutsame Kommunikationen nicht mehr möglich sind, bewirkt ein Herausfallen aus ‚gelebten sozialen Welten‘, womit ein massiver Identitätsverlust verbunden ist, denn das Teilen von Perspektiven ist identitätsstiftend. Identitätsarbeit wird in sozialen Gruppen mit kohärenten ‚social worlds‘ geleistet (Petzold 1991o). Eine wechselseitige Bekräftigung der gemeinsamen sozialen Welt impliziert immer auch ein Moment der Selbstdefinition, sie enthält Identitätsattributionen von anderen aufgrund derer (nicht zuletzt in Prozessen der Bewertung, *valuation und appraisal*) die Selbstgewissheit durch Selbstattribution möglich wird.⁵⁹

Es stellt sich die Frage wie nun der Heimalltag für Bewohner zu einer Lebenswelt geformt werden kann, die positiv erfahren wird, wo durch die verschiedenen aufeinander treffenden Sozialen Welten dennoch kein negatives Klima der Spannung und des Konfliktes herrscht, sondern eine offene, kommunikative vertrauensvolle Atmosphäre die es ermöglicht eine eigene „social world“ zu gestalten. Dies wird möglich durch den Aufbau einer „Erzählkultur“⁶⁰ im Heim oder der Altentagesstätte, denn: „Die narrative Konstitution von Biographie (...) und das heißt auch immer Konstitution von Subjektivität -, Identitätsarbeit durch biographische Narrationen legt einen solchen Ansatz nahe (...) In diesem Geschehen kommt persönlichen und kollektiven Erinnerungen eine besondere Bedeutung zu. Social worlds sind in Traditionsströme eingebunden ... Sie sind nie ahistorisch. Auch Erzählgemeinschaften, in denen sich eine Erzählkultur entwickelt hat, haben einen Geschichtsbezug, in dem sich individuelle Biographien (individuelles, persönliches Gedächtnis, Anm. d. Verf.) und gruppale Überlieferungen (kollektives Gedächtnis, Anm. d. Verf.) verschränken (...)“⁶¹

3.4 Über die Bedeutung von Biographiearbeit

„**Der Mensch braucht seine Geschichte**, um zu wissen und zu spüren, wer er ist, und er braucht seine Zukunft als offenen Raum des Selbstentwurfes, der Selbstverwirklichung, der Selbstfindung. **Dieser Raum**, Kontext und Kontinuum müssen **geteilt werden, weil bei genauer Betrachtung Selbstentwurf stets im Bezug zu ‚bedeutungsvollen Anderen‘ geschieht**, Selbstfindung immer in Begegnung und Auseinandersetzung mit anderen Menschen erfolgt (...)“⁶² Das im dritten Teil dieser Arbeit vorgestellte praxeologische Beispiel knüpft genau hier an. Es geht darum, die eigene Lebensgeschichte zu reflektieren, aber im Kontext mit anderen.

⁵⁹ Petzold Integrative Therapie Band 2, S. 669

⁶⁰ Vgl. Petzold, Integrative Therapie, Band 1, S. 371

⁶¹ Petzold Integrative Therapie, Band 2 S. 671

⁶² ibid. S. 674

„Die innere Rekapitulation reicht auf die Dauer nicht, eben weil sie keinen geteilten, keinen gemeinsamen Raum, den des Kontakts, der Begegnung, der Beziehung ja der Bindung (Petzold 1991b) eröffnet, sondern bestenfalls in einstmals geteilten Räumen verweilt.“⁶³

Dass es sinnvoll ist seine Lebensgeschichte im Erzählen mit Anderen zu teilen, kann man Menschen, die sich nicht in therapeutischen Kontexten bewegen, aufgrund der Sprichworte „Geteiltes Leid ist halbes Leid“ und „Geteilte Freude ist doppelte Freude“ nahe bringen, denn die „Wahrheit“, die in diesen Lebensweisheiten liegt, haben die meisten Menschen schon einmal erfahren. „Für den alten Menschen ist dieser Partizipationsaspekt, d.h. daß er am Leben Anderer partizipiert und Andere an seinem Leben beteiligt sind, von besonderer Wichtigkeit, weil sein Zukunftshorizont sehr begrenzt ist und damit die Möglichkeit von Entwürfen und der Realisation solcher Entwürfe fehlt. Es gibt ja nicht mehr viel zu erreichen ... Projekte materiell-externaler Art ... (Hausbau, Anmerkung Verf.) finden sich kaum noch als identitätssichernde Momente. Unter identitätstheoretischer Perspektive kommen damit die Identitätsdimensionen ‚Arbeit und Leistung‘ und ‚materielle Sicherheit‘ zum Fortfall, und die der ‚leiblichen Validität‘ ist zumeist eingeschränkt. (Petzold 1983f) Es bleiben die Dimensionen des ‚sozialen Miteinanders‘ und der ‚geteilten Werte‘, die in das Zentrum des Lebens rücken und den Zukunftsraum bestimmen.“⁶⁴ Wenn man mit alten Menschen biographisch arbeitet geht es auch darum sie dabei zu unterstützen „Frieden mit sich zur finden“, ja zu sagen, zum individuellen, gelebten Leben mit all seinen Schönheiten, mit all seinem Mangel und all seinem Schmerz. Dabei ist zu berücksichtigen: „Die Präsentation der eigenen Lebensgeschichte ist immer eine subjektive Darstellung des Menschen, dem diese Biographie zu eigen ist. Die subjektive Wirklichkeit steht im Mittelpunkt dieses Geschehens, weniger die historische Richtigkeit. Manche Lebensrückblicke werden aus der subjektiven Wahrnehmung des Betroffenen heraus „geschönt“, Bedrohliches und Beschämendes wird ausgespart, denn er ist darauf gerichtet, Sinn zu konstituieren, sein Leben in einer Art und Weise zu figurieren, die die vielfachen oft disruptiven Metamorphosen des Lebenslaufs zu einer ‚guten Gestalt‘ und bedeutungsvollen Form‘ (Petzold 1990b) integriert. Dies wird besonders eindrücklich in der Arbeit mit Schwerkranken und Sterbenden deutlich. ... im Angesicht des Todes‘ ... zählt die ästhetische Wahrheit mehr als die historische, denn sie sichert Identität die im Verlöschen ist. Die letzten Narrationen alter Menschen und Moribunder sollen das durchlebte Leben klären, in Ordnung bringen, reinigen (...)“⁶⁵

3.5 Das Gedächtnis im Integrativen Ansatz

Die Integrative Therapie spricht von einem „multimodalen“ oder auch „holographischen“ Gedächtnis, das sich aus Teilbereichen wie dem, „verbalen“, „ikonischen“, „szenischen“, „episodischen“, „atmosphärischen“, „propriozeptiven“ (aus der eigenleiblichen Wahrnehmung kommend) Gedächtnis zusammensetzt.⁶⁶ Das Gedächtnis für Bilder, Orte, Plätze, Gerüche etc. hat in der Erinnerungsarbeit mit alten Menschen einen hohen Stellenwert. „Für die ‚narrative Praxis‘

⁶³ ibid. S. 674

⁶⁴ Petzold Integrative Therapie, Band 2, S. 674

⁶⁵ ibid.S. 679

⁶⁶ ibid. S. 671

kommt dem im Alter beobachteten Leistungsabfall im Kurzzeitgedächtnis (Horn 1982) keine Bedeutung zu. Das ikonische, episodische und szenische Gedächtnis (Kausler 1985) bleibt im Alter unbeeinträchtigt ... Biographische Erzählungen enthalten in hohem Maße *selbstreferentielles Material* und Informationen mit *Selbstbezug*, werden von alten Menschen genauso gut erinnert und elaboriert wie von jungen (Perlmutter, Mitchel 1983) und sie werden als persönlich bedeutungsvoll erlebt (...)“⁶⁷ Biographische Erzählungen setzten sich zusammen aus Interpretationen des Lebens, den eigenen, denen der Freunde, denen der Familie. Diese Interpretationen mischen und überlagern sich. Aus diesem Grund stellt eine Biographie nicht „historische“ sondern „narrative“ Wahrheit („subjektiv interpretierte Erlebensbestände“)⁶⁸ dar. Es „(...) zeigt sich ohnehin eine ‚Abschleifung‘ länger zurückliegender Ereignisse und ihre Zentrierung auf wesentliche Züge ...“⁶⁹ „Das Gedächtnis ermöglicht die Stabilisierung von Identität, Identitätsarbeit auf der Grundlage von Memoriation, die ihrerseits Antizipation möglich macht. Menschen werden so zu ‚Zeitreisenden‘ (Petzold 1989d), können unterschiedliche Sozialwelten aufsuchen, können in einer gegebenen Gegenwart Geschichten der Vergangenheit erzählen und Zukunftspläne schmieden. (...) Das Erinnern geschieht beim Erzählen (Galliker 1990), wie die ‚allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden‘ (...)“⁷⁰ In der Erinnerung findet eine Vergegenwärtigung der Vergangenheit statt. Im Erzählen erfolgt an dieser Stelle häufig Tempuswechsel: die Vergangenheit rückt in die Gegenwart und damit die Zuhörer näher an die Erzählung heran, eventuell sogar in die Situation hinein, die plötzlich lebendig wird und in der Atmosphären „von damals“ auftauchen. „ ‚Ich erinnerte mich, als wäre es heute.‘ ‚Wir waren von seiner Erzählung so gefangen, dass wir die Zeit vergaßen.‘ ‚Sie erzählte so lebendig, als seien die Dinge gerade erst geschehen‘ usw. In der Narration wird damit die Verdinglichung von Geschichte und Zeit (Whorf 1984,83f) relativiert, ja aufgehoben, dadurch daß beides subjektiviert oder besser resubjektiviert wird.⁷¹ Die Möglichkeit des Erinnerns und vor allem des Mit-teilens dieser Erinnerungen spielen für den alten Menschen eine wichtige Rolle, weil sie ihn seiner persönlichen Geschichte vergewissern, die wiederum die Basis seines Identitätserlebens bildet. Die selbst- und identitätsstärkende Wirkung wird dabei nicht vorrangig durch das Erinnern vollzogen, sondern dann, wenn es im Erzählen mit anderen geteilt wird: „ (...) weil ‚geteilte Erinnerungen‘, insbesondere biographische Materialien, die biosodisch als verlebendigte Geschichte vorgetragen werden, ein Erzählklima schaffen, in dem Kohäsion und Intimität erlebt werden können (Lewis 1971; Gardella 1985) und positive Stimmungen aufkommen (David 1990; Fallot 1980) (...)“⁷² Im Gespräch kommt es zu Ko-respondenzen zwischen dem Erzähler und den Zuhörern, die Anteil nehmen an der präsentierten Lebensgeschichte, sich berühren lassen, Resonanz geben und dem Erzähler so Unterstützung zukommen lassen. Petzold schreibt, dass in diesen biographischen Erzählsituationen dem Erzähler durch die Zuhörer „eine lebendige ‚social world‘ bereitstellen, weil sie die des Erzählers, zumindest während der Zeit der Narration betreten. ...“⁷³

⁶⁷ Petzold Integrative Therapie , Band 2, S 671

⁶⁸ Vgl. Integrative Therapie 28. Jg. 3-4/2002 S. 204

⁶⁹ Petzold Integrative Therapie Band 2, S . 671

⁷⁰ ibid. S. 672

⁷¹ ibid. S. 672

⁷² ibid. S. 673

⁷³ ibid. S. 674

Auf diese Weise werden die Zuhörer zu Zeugen des präsentierten Lebens. Es gilt nun diese in der Erzählsituation entstandene „social world“ zu erhalten und zu stärken, zum Beispiel durch die Mitteilung anderer Lebensgeschichten aus dieser Gruppe oder Geschichten aus dem sozialen Kontext, dem die social world entstammt.

4. Integrative Biographiearbeit mit Senioren ein Praxisbeispiel

4.1 Anlass zum Projekt, Setting

„Im Hinblick auf Heime ist deren Öffnung nach außen (Hummel 1981) und deren Integrierung in urbane Kernzonen zu betreiben –oft genug sind Heime abgeschottet oder peripher angesiedelt.“⁷⁴ Diese Beobachtung Petzolds gilt auch für das Seniorenzentrum „Bethel“, Wiehl, das, wie in den 60er Jahren noch üblich, auf die grüne Wiese, außerhalb des Ortes gebaut wurde. Die Lage ist idyllisch, der Blick aus den Fenstern fällt ins Grüne, aber nicht auf aktives Leben. Es gibt keine tobenden Kinder, keine Menschen, die mit Einkaufstüten vorbeiflanieren, keine kichernden Teenager, allenfalls ein paar Kühe und ab und an Spaziergänger, manchmal mit Hund. Der Leiter der Einrichtung ist deshalb stets darum bemüht eine „Öffnung nach außen“ zu praktizieren und durch ein breites Kulturangebot „Leben ins Haus zu holen“. Aus diesem Grund veranstaltet er monatlich stattfindende Konzerte oder Lesungen, zu denen er neben den Heimbewohnern auch die Bürger Wiehls in die Einrichtung einlädt. Dieses Angebot wird von Angehörigen der Bewohner und der „Generation 55+“ aus Wiehl mehr oder weniger stark angenommen. Jüngere Leute oder Kinder finden, wenn sie nicht gerade die eigenen Großeltern oder Urgroßeltern besuchen, eher selten den Weg ins Haus. Um auch Kinder ins Haus zu holen findet das alljährliche Vorsingen von Martinsliedern oder einmal im Jahr das Puppentheater „Regenbogenstraße“ statt. Schließlich wird alle 2 Jahre ein öffentliches Ostereiersuchen im Park der Einrichtung veranstaltet. Bei Konzerten oder Lesungen ergeben sich nur wenige Möglichkeiten der Begegnung zwischen den Bewohnern des Ortes und der Einrichtung. Es bleibt eher bei flüchtigen Blickkontakten oder kurzem Grüßen. Ein Konzert oder eine Lesung wird gemeinsam rezipiert und nach ein- bis eineinhalbstündiger Dauer der Veranstaltung, sind die meisten Senioren zu erschöpft um noch in einen Austausch zu gehen - mit den Bewohnern des Dorfes, wie auch untereinander. Hier erweist sich, dass „ (...) quantitative Aktivierungs- und Kommunikationsangebote keineswegs ausreichen, um *tragfähige* soziale Netzwerke herzustellen.“⁷⁵

Das ist auch dem Einrichtungsleiter bewusst, der Ende 2006 mit der Bitte an mich herantrat im Haus ein Projekt durchzuführen, das auch jüngere Leute anspricht und auch Wiehler Bürger ins Haus führt, die keine Angehörigen unter den Bewohnern des Seniorenzentrums haben oder Stammgast bei den Konzerten sind: Und es sollte eine Aktion sein, die alle Generationen anspricht und miteinander in Kontakt bringt.

Bereits im Jahr 1994 hatten wir im Wiehler Seniorenzentrum eine Kunstausstellung präsentiert, den „Schöpfungszyklus“ von Peter Leidig, einem zeitgenössischen, Künstler aus dem Oberbergischen. Der in der Region sehr bekannte Künstler zog viel Publikum an, vor allem auch jüngere Menschen, wodurch Kontakte zwischen den Generationen möglich wurden. Klassen der ortsansässigen Grundschule und Kindergartengruppen besuchten die Ausstellung und einzelne Kinder nahmen an Workshops mit Senioren teil, in denen Alt und Jung sich gemeinsam mit den abstrakten Kunstwerken auseinandersetzten, miteinander malten (einmal spontan auch Fußball

⁷⁴ Petzold Integrative Therapie , Band 2, S. 665

⁷⁵ *ibid.* S. 666

spielten), Naturmaterialien sammelten und zu eigenen Kreationen und einer gemeinsamen Installation zum Thema „Schöpfung“ im Foyer der Einrichtung verarbeiteten.

Das neue Ausstellungsprojekt sollte an den damaligen Erfolg anknüpfen, war die einzige Bedingung. Inhaltlich gab es sonst keinerlei Vorgaben. Ich fragte mich damals: „Soll ich Barlach- und Kollwitzmotive und deren Verarbeitung der Kriegs- und Nachkriegszeit wählen? Diese Erlebniswelt teilen aber nur die Älteren und sie schreckt Jüngere vielleicht ab. Oder die farbenfrohen Traumbilder Chagalls? Aber unter welchem thematischen Aspekt?“ Ich fragte weiter: „Was verbindet alle Generationen? Was haben alle gemeinsam?“ und kam zu dem Schluss, dass es unser Leben ist, unser bewusst gelebtes Leben als Mensch unter Menschen, unser Menschsein ist, das uns alle als Menschen vereint: **„Wir sind verwandt – als Zugehörige - in Polylogen konvivial im ‚Kreis ums Feuer sitzend‘ (idem 2003e) – zu Menschen geworden. Wir sind Mit-Menschen - consortes, d.h. Wesen, die das gleiche Schicksal teilen (...)⁷⁶** Uns verbindet unser Leben als Menschen, die, im Gegensatz zu den Tieren, um die Begrenztheit ihres Lebens wissen. Und aus der Gewissheit der Begrenzung des Lebens durch den Tod erwächst die Frage nach dem Sinn. „Warum leben wir überhaupt?“ Eine uralte Menschheitsfrage, die sich Menschen im Laufe ihres Lebens immer wieder stellen, Kinder und vor allem Jugendliche oftmals noch häufiger und drängender als Erwachsene oder Hochbetagte. Um die Frage nach dem Sinn des (eigenen) Lebens zu klären ist es erforderlich sich mit seiner eigenen Biographie auseinanderzusetzen - und das nicht erst im Alter.

„Die Themen der eigenen Arbeit und ihre Kontexte zu reflektieren – gemeinsam mit „significant others“ – sollte Ausdruck einer koreflektiven Lebenshaltung sein (ibid.), nicht Zwang von Lebenskrisen, gar einer „midlife crisis“ ... Die Einflüsse, Einwirkungen, zuweilen Konfrontationen des Lebens und ihren Niederschlag in der eigenen Arbeit gilt es zu sehen, das eigene Arbeitsprogramm zu überdenken, das, was man machen kann oder machen will, in der gegenwärtigen und der verbleibenden Lebenszeit. Die Bezüge und Kontexte zu betrachten, in denen man tätig bleiben will oder die man aufgeben, verlassen will, weil sie unfruchtbar oder toxisch werden oder weil sich andere, bessere Ziele auftun und gute, neue Beziehungen in Erscheinung treten, all das ist die faszinierende und auch immer wieder schwierige Aufgabe der „Identitätsarbeit.“⁷⁷ Kunst kann die Identitätsfindung fördern und voranbringen. Auf dem Hintergrund dieser Überlegungen kamen mir die Arbeiten von Marianne Wlodarek in den Sinn, die sich sehr intensiv mit ihrer Lebensgeschichte auseinandergesetzt hat und sie durch die von ihr gewählte Technik des textilen Gestaltens im wahrsten Sinne des Wortes begreifbar macht. Etliche ihrer Arbeiten thematisieren ihre Biographie. Zur Visualisierung verwendete sie unterschiedliche, dem Betrachter im Hinblick auf das Leben allgemein vertraute Bilder: Den LebensWEG, das LebensMOSAİK oder auch, analog zu den Jahresringen eines Baumes den LebensKREIS, wie ich im Verlauf dieser Arbeit noch darstellen werde. (siehe Bildanhang 7-13)

⁷⁶ Integrative Therapie 28. Jg. 3-4/2002 S. 152

⁷⁷ Petzold, Identitätsvernichtung, Identitätsarbeit ‚Kulturarbeit‘ Integrative Therapie 4/96 S. 395

4.2 Die Künstlerin und ihr Werk

Meine Begegnung mit der Künstlerin und ihrem Werk

Ich habe Marianne Wlodarek 1993 in einer von uns organisierten Chagallausstellung in Nordhorn kennengelernt. Sie lud mich in ihr Atelier ein, und ich war von ihrer Tapisserie „Tor zum Licht“, die auf recht ungewöhnliche Weise die Vorstellung des eigenen Todes aufzeigt, so angerührt, dass ich die Arbeit spontan erwarb. (Bildanhang 4) Seitdem pflegten wir einen intensiven, regelmäßigen Briefkontakt. Sie blickte in diesen Briefen dankbar auf eine intensive Ausstellungstätigkeit zurück. Inzwischen aber war sie älter geworden, hatte nicht mehr die Kraft und Motivation sich selber um die Organisation von Ausstellungen zu bemühen. Im Rahmen ihrer sehr bewussten Auseinandersetzung mit ihrem Leben und ihrem Tod regelte sie schon damals, in völliger Gesundheit und Kraft Dinge, die ihr am Herzen lagen, so auch den Verbleib ihrer Arbeiten nach ihrem Ableben. Sie fragte mich ob ich die Arbeiten, die nicht von ihrer Tochter und deren Familie übernommen werden, im Falle ihres Todes in den Bestand der Galerie übernehmen wolle. Ich stimmte dem gerne zu, war aber von dem Gedanken beseelt, dass ich ihre Arbeiten auf jeden Fall noch zu ihren Lebzeiten auch weiterhin einem größeren Publikum zugänglich machen wollte. Und dann kam 2006 die Anfrage des Seniorenzentrums Wiehl aufgrund der die vorliegende Ausstellungskonzeption erarbeitet und nachfolgend an unterschiedlichen Orten, zuletzt 2010 in Ahlen realisiert wurde. Bis Ende 2009 verfolgte die Künstlerin mit regen Interesse und großer Freude die Resonanz auf ihre Arbeiten durch die Berichterstattung in der Presse oder durch meine Erzählungen. Es beglückte sie, wie Menschen in Ko-respondenz zu ihren Arbeiten (besonders ihrem Textilobjekt „Leben in wachsenden Ringen“) traten und zu einem eigenen Ausdruck, der individuellen Gestaltung ihres „Lebenskunstwerkes“ fanden. Es freute sie sehr zu sehen, wie intensiv Menschen verschiedenster Altersstufen, angeregt durch ihre Arbeiten, sich gedanklich und schöpferisch mit ihrer eigenen Biographie befassten, sich mit ihren Erinnerungen, Wünschen, Hoffnungen und Zielen beschäftigten und über diese Auseinandersetzung der Frage nach dem Sinn ihres Lebens ein Stück weit näher kamen. Heute, im Sommer 2011, ist es der inzwischen 87-jährigen Künstlerin, bedingt durch ihren schlechten Gesundheitszustand, leider nicht mehr möglich aktiv an der Rezeption ihres Werkes zu partizipieren.

Biographie der Künstlerin

1923 geboren in Gummersbach mit zwei Geschwistern in einem Geschäftshaushalt aufgewachsen. Als Säugling, überlebte sie auf wunderbare Weise einen Unfall mit einem Linienbus. In der Rückschau, fühlt sie sich seit damals von Engeln bewahrt und getragen. Der Vater nahm seine Kinder regelmäßig mit zu Konzerten und machte sie auf besonders eindrucksvolle oder schöne Musikpassagen aufmerksam. Er ermöglichte seinen Kindern ein Instrument zu lernen, was Anfang der 30er Jahre keineswegs selbstverständlich war. Die Künstlerin lernte Klavierspielen, was sie bis ins hohe Alter hinein beibehielt. Die Bücher, die sie als Kind las, wurden vorab vom Vater auf ihren „literarischen Wert“ hin geprüft. Die Mutter hatte einen sehr geschulten Geschmack und vermittelte ihren Kindern einen ausgeprägten Sinn für Ästhetik. Durch

Handarbeitslehrerinnen im Raum der engeren Verwandtschaft hatte die Künstlerin schon früh einen Zugang zu textilem Gestalten. Schon als Schülerin schneiderte sie sich manches Kleid nach eigenen Entwürfen. Beide Großväter waren Erfinder, einer der Urgroßväter war Inhaber einer großen Textilfabrik. Neben der Familie bot eine christliche Freikirche der Künstlerin Heimat und Geborgenheit. Sie heiratete einen Pastor und brachte sich intensiv in die Gemeindegarbeit an verschiedenen Orten in Deutschland ein, manchmal bis an den Rand der Erschöpfung. 1969, 14 Jahre nach der Geburt ihrer ersten Tochter Eva, kam ihre schwer behinderte Tochter Silke zur Welt, die sie 5 Jahre lang aufopfernd pflegte, bis das kleine Mädchen 1974 einer schweren Herzattacke erlag. Die Künstlerin beschreibt die Zeit mit Silke als „das große Abenteuer“ ihres Lebens. Es habe ihr gezeigt was wirklich wichtig sei im Leben. Sie sagt: „Ein Leben ohne Erfahrung von Leid bleibt flach und mittelmäßig.“ Der frühe Tod des Töchterchens bildet eine Zäsur in ihrem Leben: Sie beginnt 1974, im Alter von 51 Jahren, künstlerisch tätig zu werden. Schon fünfundzwanzig Jahre zuvor hatte sie Vorlesungen in Kunstgeschichte gehört und einige Jahre später Malunterricht bei Egon Blasweiler, einem Schüler Oskar Kokoschkas genommen. Mit großem Engagement und viel Disziplin lernt sie innerhalb sehr kurzer Zeit die Technik des Webens in der Textilwerkstatt Hannover und ab 1978 das Bildweben in Keitum, Sylt. Gut dreißig Jahre lang wird sie sich intensiv ihrer Kunst widmen, vielfach inspiriert durch Lyrik (besonders von Hesse und Rilke), theologische Texte (Meister Eckhart, Romano Guardini, Frère Roger, Benedikt Werner Traut, Eugen Drewemann u.a.) und vor allem auch Bibelstellen, die sie trösteten und ihr Kraft gaben. Sie kann auf eine rege Ausstellungstätigkeit verweisen mit Einzelausstellungen z.B. Rotenburg, Fulda, Frankfurt, Meppen, Keitum auf Sylt, wobei ihr die Ausstellung in der Hauptkirche St. Jakobi in Hamburg, für sie persönlich die wichtigste war. Ihre Arbeiten hängen in Klöstern und Kirchen, z.B. in Nordhorn, Köndringen, Breisgau, Kevelar. Marianne Wlodarek verbringt ihren Lebensabend in Nordhorn. Mehrere Schlaganfälle und der Tod ihres Mannes vor zwei Jahren haben sie viel Kraft gekostet. Ein eigenständiges Leben ist nicht mehr möglich. Inzwischen lebt sie in einer Senioreneinrichtung. Ihr Sprach- und Erinnerungsvermögen ist sehr stark eingeschränkt. Doch immer, wenn sie den Andachtsraum im Nordhorner Seniorenzentrum aufsucht und dort auf einen von ihr selbst gestalteten Wandteppich blickt, erwacht erneut die Künstlerin in ihr und zahlreiche Erinnerungen rund um ihr künstlerisches Schaffen blitzen auf, wie ihre Tochter, die Psychologin und Autorin Eva Wlodarek, Hamburg, berichtet. (Im Rahmen des Ausstellungsprojektes entstand ein achtminütiger Film, der die Künstlerin in ihrem Atelier zeigt im Gespräch über ihr Leben und ihre Arbeiten.)

Arbeiten der Künstlerin

Die Ausstellung „Leben in wachsenden Ringen“, die erstmals im Rahmen einer generationsübergreifenden, integrativen Ausstellung in Wiehl gezeigt wurde, umfasst neben rund zwanzig Arbeiten zu biblischen Texten (die der Künstlerin am Herzen lagen und für sie im Lauf ihres Lebens zum Kraft- und Trostspender wurden), sieben Tapisserien und Objekte biographischer Thematik (Siehe Bildanhang 6-13). Zur Ausstellung gehört auch einer der Webstühle der Künstlerin mit Körben voller Wolle aus ihrem Atelier.

In den Arbeiten, die das Leben (beziehungsweise ihr Leben) betreffen, verwendet sie vertraute Bilder des Lebens. Sie zeigt das Leben als Weg, der auf ein Ziel zu geht im Motiv „Verheißung“ (Bildanhang 6), als Mosaik, das verschiedene Erlebnisfacetten enthält in der Arbeit „Lebensmosaik“ (Bildanhang 7) oder als Kreis, der sich vollendet in „Meine unendliche Geschichte“ (Bildanhang 8) oder in „Die wiedergefundenen Jahre“ (Bildanhang 9). Der große lebhaft-rote Wandteppich „Erfülltes Leben“ (Bildanhang 10) dokumentiert den lebendigen Dialog zwischen Eindruck und Ausdruck, der unser Leben prägt und aus dem sich unsere Identität formt. Mit dem Objekt der Engelsflügel (Bildanhang 11) erinnert Wlodarek an den Beginn ihres Lebens, als sie wie durch ein Wunder einen schweren Unfall überlebte. Aus der in frühester Kindheit erfahrenen Bedrohung und Bewahrung ihres Lebens bezog sie die Gewissheit, dass Psalm 91,11 (Denn er hat seinen Engeln befohlen, dass sie dich behüten auf allen deinen Wegen) für sie gilt. In der Arbeit „Tor zum Licht“ (Bildanhang 12) antizipiert sie das Ende ihres Lebens. In der Tapisserie Tod und Leben (Bildanhang 13) bringt sie den Lebensvollzug und sein Ende in ein Bild ein. Da der Teppich „Tor zum Licht“ meine Freundschaft mit der Künstlerin begründete und es ohne meine Berührung durch diese Tapisserie die Ausstellung in dieser Form und auch diesen Text nicht gäbe, möchte ich diesem Bild zum Tod einige Gedanken widmen.

Das Tor zum Licht (Bildanhang 12)

Im ersten Moment würde man diese Arbeit wohl nicht mit der Todesthematik in Verbindung bringen. „Das Tor zum Licht“ ist eine ungewöhnliche Darstellung des Todes. Die Künstlerin zeigt in dieser Tapisserie ihre ganz persönliche Vorstellung vom Tod: Nicht dunkel und trist, sondern lichtdurchflutet und hell: Zwei helle Bahnen öffnen sich zur Mitte hin und geben den Blick frei auf den goldenen Hintergrund. Hier wird keine Tür zugeschlagen, sondern eine Tür geöffnet. Die geöffnete Tür verschafft Zugang zu einer weiteren Dimension, die unsere Vorstellungskraft übersteigt. Marianne Wlodarek dokumentiert in dieser Arbeit, ihre Meinung, dass „mit dem Tod nicht alles aus“ sei. Ihrer Meinung nach wird im Tod lediglich eine Schwelle überschritten. Der eigene Tod mache ihr keine Angst, weil sie sich im Leben **und** im Sterben von und bei Gott geborgen wisse, betonte sie in vielen Gesprächen mit mir. Solange ich sie kenne, hat sie den Gedanken an den Tod in ihr Leben einbezogen. So verwundert es nicht, dass sie bereits vor vielen Jahren den Text für ihre Todesanzeige selber ausgewählt hat. Er lautet:

Es wird ein Sonnenaufgang sein, wenn das Boot unseres Lebens
landet am anderen Ufer;
und der Herr wird dort stehen, und er wird auf uns warten;
er wird unsere leeren Hände füllen
und uns lehren, unser Leben zu betrachten als einen sich vollendenden Lauf
der reich ist, indem er ein gerüttelt Maß beiträgt zum Segen der Welt.
Und alles wird münden in diesen Hafen des Friedens
am anderen Ufer, wo wir ihm übergeben, was immer wir sind.⁷⁸

⁷⁸ Laut der Aufzeichnungen der Künstlerin stammen die Worte aus: Eugen Drewermann, Ich steige hinab in die Barke der Sonne, Beim Durchsehen des Bandes konnte ich sie allerdings nicht finden.

Meine unendliche Geschichte (Bildanhang 8)

„Ich möchte sichtbar machen, was ich in der Vergangenheit erlebt und empfunden habe!“ sagt Marianne in einem Gespräch mit mir, Ende 2006 in ihrem Atelier. Wir sitzen neben ihrer Arbeit „Meine unendliche Geschichte“. Der Titel erklärt sich aus ihrer christlich geprägten Vorstellung, dass dem Tod das „ewige Leben“ folge, wie auch immer es aussehen mag. Wie oben bereits erwähnt, glaubt sie: „Das Ziel unseres Lebens ist nicht Abstieg, sondern Vollendung.“ Aus diesem Grund hat sie auch nicht auf die vielfach vertraute Ikonographie der Lebenstreppe zurückgegriffen, sondern auf die Kreisform. Das spricht mich sehr an, setzt es doch eine „Gegenposition“ zu einem Bild meiner Kindheit, das mich ängstigte: Im Esszimmer meines Elternhauses hing ein Bild der Lebenstreppe. (Bildanhang) Es ist nicht mehr erhalten, deshalb habe ich ein ähnliches in den Bildanhang eingefügt. Dieses Bild bereitete mir als Kind und Jugendlicher Unwohlsein, da es mir bei jeder Mahlzeit vor Augen führte, dass meine Eltern mit 40, dann 50 Jahren, den Höhepunkt ihres Lebens erreicht, beziehungsweise überschritten haben und dass es von nun an bergab gehe. Und ganz unten am Fuß der Treppe wartet der Tod. Und heute, stehe ich selber dort oben und wehre mich gegen die Vorstellung, dass mein weiteres Leben nun nur noch in Abstieg und Abbau bestehen soll. Das von Marianne Wlodarek gewählte Bild des Kreises kommt mir viel mehr entgegen, setzt es doch einen heilsamen Kontrast: Der Kreis rundet, vollendet, führt zum Ursprung zurück. Für Menschen, die den Höhepunkt der Lebenstreppe bereits überschritten haben, stehen folgende Fragen im Vordergrund: „Was brauche ich noch um mein Leben „rund“ zu machen? Welche Sehnsüchte und Wünsche konnten bisher nicht oder nur zu wenig gelebt werden? Was will ich noch erreichen, welche Seite an mir wurde bisher zu wenig gelebt, was will ich ausprobieren, welche Orte aufsuchen, mit welchen Menschen steht Klärung und Versöhnung an?“ Kurz: es geht um die Auseinandersetzung mit der Frage welche Schritte getan werden sollten damit man angesichts seiner Lebensbilanz ausgesöhnt sagen kann: Ja, das ist (war) mein Leben und es ist gut so! Aufgrund dieser Gedanken habe ich das Textilobjekt für die biographische Arbeit mit Senioren ausgewählt.

Zwei Texte stehen für Marianne Wlodarek in engem Zusammenhang mit diesem Objekt: ein Gebet von Romano Guardini⁷⁹ und Rilkes Gedicht „Leben in wachsenden Ringen“

Ich lebe mein Leben
in wachsenden Ringen
die sich über die Dinge ziehn.
Ich werde den letzten
vielleicht nicht vollbringen
aber versuchen will ich ihn.
Ich kreise um Gott,
den uralten Turm,
und kreise jahrtausendelang;

⁷⁹ Immerfort o Gott, empfange ich mich aus deinem Herzen,
immer blickt dein Auge mich an, und ich lebe aus deinem Blick, du mein Schöpfer und mein Heil.
Lehre mich in der Stille deiner Gegenwart das Geheimnis zu verstehen,
dass ich bin, und dass ich bin durch dich und vor dir und für dich.
Romano Guardini, Blatt aus dem Schriftlesungskalender "365mal Gottes Wort" Frankfurt, 1991

und ich weiß noch nicht:
bin ich ein Falke, ein Sturm
oder ein großer Gesang.
Ich kreise um die Göttin,
die uralte Frau,
und kreise jahrtausendlang;
und ich weiß noch nicht:
bin ich Blüte, bin ich Tau
oder bloß einfach Gesang.
Rainer Maria Rilke

Rilkes Gedicht ermutigt, sich immer wieder neu den Herausforderungen des Lebens zu stellen, lebenslang. „Ich werde den letzten vielleicht nicht vollbringen, aber versuchen werde ich ihn“. Es geht nicht darum Ring für Ring (Entwicklungsschritt für Entwicklungsschritt) „perfekt zu vollziehen“, sondern sich dem Lebensfluss anzuvertrauen und zum ständigen Wandel, den das Leben uns abverlangt bereit zu sein.

Gründe der Eignung von Wlodareks Arbeiten für die Biographiearbeit

Da die Künstlerin verschiedene vertraute Bilder für das Leben verwendet, eignen sich ihre Motive gut für einen Einstieg in die Beschäftigung mit der eigenen Biographie. Neben dem Motiv „Meine unendliche Geschichte“, das ich ja für den nachfolgend beschriebenen praxeologischen Ansatz wählte, ist auch die Arbeit „Lebensmosaik“ (Bildanhang 7) für ein schöpferisches Arbeiten an der eigenen Biographie gut geeignet: In einem Mosaik werden viele verschiedene bunte Steine, Splitter, Scherben zu etwas neuem zusammengefügt. So gibt es ja auch vorwiegend in den USA die Tradition der ErinnerungsqUILTS, in denen verschiedene Stoffe aus unterschiedlichen Zeiten und Lebensphasen zu einem neuen Ganzen zusammengefügt werden. (Siehe Bildanhang 15)

Darum geht es ja auch im Hinblick auf die Entwicklung des Menschen zu einer souveränen Persönlichkeit: Das was war, was ihn prägte, förderte aber auch das, was ihn beschädigte zu integrieren.

Die Arbeit mit den abstrakten, biographischen Textil-Arbeiten bietet folgende Vorteile:

1. Die Rezeption der abstrakten Arbeit erfordert mehr Auseinandersetzung mit dem eigenen Lebens-Thema, als wenn es sich beispielsweise um die Collage von Familienfotos handeln würde. Hier bestände eher die Gefahr, lediglich neugierig, konsumierend, die Fotos mit den Augen abzuschreiten, das Schicksal eines anderen anschauen im Leben eines anderen zu lesen, es von außen zu betrachten ohne sich intensiv mit dem Werk und den eigenen Resonanzen auseinanderzusetzen.
2. Die abstrakte Arbeit, in der die Künstlerin Konkretes Biographisches chiffriert in Farben und Formen, erschließt sich erst in der Auseinandersetzung mit dem Leben der Künstlerin, und dem eigenen Verständnis von Farben und Formen. Gleichzeitig lädt die abstrakte Arbeit dazu ein, sich mit dem eigenen Lebensthema zu befassen und es aus der Resonanz heraus ebenfalls abstrakt zu gestalten und damit nicht alles preiszugeben. Abstrakte Arbeiten lassen da mehr Spielraum als gegenständliche. „Je mehr Ambiguität ein

Bild hat, je mehr Unbestimmtheit es uns bietet, desto größer ist die Chance des kreativen Umgangs mit dieser Unbestimmtheit ... Es (das Kunstwerk, Anm. d. Verf.) bietet Reaktionsmöglichkeiten und wir müssen nur in der echten Weise aktiv werden. Unbestimmtheit, oder wie Iser es nennt, ‚Leerstellen‘ (241) eröffnen einen ‚Auslegungsspielraum, ‘ und dieser wird eine ‚elementare Wirkungsbedingung‘ von Kunst (...)“⁸⁰

3. Textilarbeiten haben einen hohen Aufforderungscharakter, wollen berührt werden. Ich beobachte bei allen Ausstellungsbesuchern, unabhängig vom Alter und Geschlecht das starke Bedürfnis die Arbeiten anzufassen, so wie man z.B. ein kleines, flauschiges Kätzchen unbedingt streicheln MUSS! Anfassen und erfassen hängen zusammen, wie Sinne und Sinn. Und um Sinnfindung(en) geht es ja bei der Beschäftigung mit der eigenen Biographie. „Wenn Sinn auch zu einem Teil in den ‚Sinnen‘, ihren Perzeptionen, gründet, so ist im Blick zu behalten, dass diese sinnesbegründeten Erfahrungen *verleiblicht*, aufgenommen, eingeleibt (H. Schmitz) werden.“⁸¹ „Eingeleibtes“ kann wachgerufen werden, durch das Schauen in der Betrachtung eines Kunstwerkes, das Hören beim Lauschen eines Musikstückes und das Betrachten und Berühren, Anfassen, Erfassen beispielsweise dieses Textilobjektes, das unmittelbar spüren lässt: Ja das Leben ist oftmals grau und rau, manchmal aber auch bunt und weich.

4.3 Prozessbeschreibung des rezeptiven kunsttherapeutischen Parts

Insgesamt 14 Seniorinnen zwischen 75 und 92 Jahren, von denen keine an Demenz litt, sitzen mit mir und der Beschäftigungstherapeutin der Einrichtung im Kreis rund um das Textilobjekt „Meine unendliche Geschichte“. In zwei Gruppen zu jeweils sieben Personen treten wir ganz nah an das Textilobjekt heran, einige Bewohnerinnen sitzen im Rollstuhl.

Die Seniorinnen sind glücklich darüber, das Kunstwerk berühren zu dürfen. (Bildanhang 16) Andächtig streichen sie über die bunten Kreise, die sich in ganz unterschiedlichen Farben und Qualitäten aneinanderreihen. Da gibt es flauschiges, rosafarbenes Mohair, aber auch raue, graue Lammwolle. „Wir nennen diese materiellen Eigenschaften die ‚kruden‘ Qualitäten des Mediums. Sie sind die unmittelbaren, sinnhaft zugänglichen Erfahrungen: Farbe, Form, Oberflächenstruktur, Gewicht, also noch nicht das, was im Medium thematisch oder inhaltlich präsent wird, die inhaltliche ästhetisch qualitative Seite des Kunstwerks.“⁸²

Die Berührung wirkt sehr stimulierend. Die Frauen sprechen über unterschiedliche Wollqualitäten und drücken ihre Begeisterung über die Arbeit aus. Sie sind sehr mitteilend im Hinblick auf eigene Handarbeitsleistungen. Handarbeiten sind, beziehungsweise waren in dieser Frauengeneration ein wichtiger Bestandteil. So manche Frau identifizierte sich über ihre Strickereien oder Stickereien. Heute sind Handarbeiten weitgehend aus der Mode gekommen. In Regelschulen gibt es das Fach „Textiles Gestalten“ oder gar „Handarbeiten“ nicht mehr. Die Kompetenz älterer Frauen hervorragend stricken, geduldig sticken oder fleißig weben zu können, stößt heute

⁸⁰ Polyloge 7/2001 Das Selbst als Künstler und Kunstwerk S. 16

⁸¹ Petzold Integrative Therapie, Band 3, Seite 1061

⁸² Polyloge 7/2001 Das Selbst als Künstler und Kunstwerk S. 11

auf kein Interesse mehr. Rund um das Textilobjekt wird ausgiebig von eigenen Handarbeiten berichtet. Das Interesse am Werk „Leben in wachsenden Ringen“ gilt zunächst der Technik. Wie wurde das gemacht? Ich ermuntere diese Frage durch Prüfung selber zu beantworten und „erlaube“ ein einem Ring mal vorsichtig zu ziehen. Schnell ist die Technik erkannt: Gewebt! Es fließen die Erfahrungen von zwei pensionierten Weberinnen ein. Die einzelnen ca. 10 cm breiten Bahnen sind sorgfältig aneinander genäht worden begutachten die Damen und fragen wie lange denn die gesamte aufgerollte Bahn sei. Ich muss passen!

Die Bewohnerinnen zeigen großes Interesse an der Künstlerin. Wer hat denn diese Fleißarbeit gemacht? Und warum hat die das gemacht, so gesehen erfüllt diese Handarbeit ja keinen Nutzen, man kann sie weder anziehen noch als Tischdecke oder Umhang verwenden. Ich sage, dass die Künstlerin mit dieser Arbeit etwas über ihr Leben ausdrücken will. Wir wenden uns dem Objekt zu. Da ich ausgiebig mit der Künstlerin selber über diese Arbeit gesprochen hatte, fließen diese Informationen erzählend mit in den Prozess ein. Das Werk wird beschreibend erfasst. Da ist ein Kreis, angefüllt mit zahlreichen farbigen Innenkreisen. Baumringe werden assoziiert. Ich ziehe eine Baumscheibe unter dem Tisch hervor. Auch diese wird betrachtet und betastet. Gedanken der Seniorinnen: „Das außen (der goldene Rand der Arbeit) ist die Rinde.“ „Die Rinde ist Gold!“ Ich frage ob es noch mehr Gold in der Arbeit gäbe, ja in der Mitte, im weißen Zentrum. Da sind kleine, goldene Perlen. Ich erzähle dass die Künstlerin in der Tat ihr Leben wie die Jahresringe eines Baumes darstellen wollte. Eine Bewohnerin sinniert über das Alter von Bäumen. Je mehr Ringe, desto älter der Baum. Eine andere Betrachterin beginnt die Ringe des Kunstwerkes zu zählen um das Alter der Künstlerin zu erforschen. Ich erzähle, dass die Künstlerin heute etwa im Alter der Bewohnerinnen ist und etwa in meinem Alter war, als diese Arbeit entstand. Die Ringzahl „verrät“ also das genaue Lebensalter nicht. Aber vielleicht erzählen die Ringe etwas über das Leben der Künstlerin. Ich bitte die Seniorinnen das Leben der Künstlerin zu imaginieren indem ich frage: Wenn Sie die Ringe so anschauen, die Farben auf sich wirken lassen, was meinen sie, was hat sie wohl erlebt, was hat sie gefühlt, welches Leben führte sie? „Das war aber bunt, ihr Leben!“ „Da war viel los!“ „Die hatte ein schönes Leben!“ „Warum?“ „Da sind so fröhliche Farben!“ „Aber auch braun und grau!“ „Sie hat bestimmt auch Trauriges erlebt.“ Ich bestätige diesen Gedanken und erzähle von einem kritischen Lebensereignis im Leben der Künstlerin: Die kuschelige, rosafarbene Mohairwolle erinnert an ihre Tochter Silke, die mit nur 5 Jahren verstarb. Die flauschige, rosa Wolle blieb übrig von einem Kleidchen, das sie der Tochter gestrickt hatte. Der Schmerz des frühen Abschieds von Silke hat sich im Lauf des Lebens in eine schöne, gute Erinnerung gewandelt, die sie mit der rosafarbenen Wolle und nicht mit Schwarz ausdrückt. Weitere Assoziationen der Seniorinnen beim Gespräch über das Bild: „In der Mitte, das ist die Geburt, das ist weiß, da war sie noch ein unbeschriebenes Blatt!“ Dann wäre das äußere das Alter! Da ist so viel Rot!

Was verbinden sie mit dieser Farbe? Sagen Sie einfach, was Ihnen einfällt. Sie können gar nichts Falsches sagen, denn es geht um **Ihre** Gedanken und Gefühle, die Ihnen angesichts dieses Kunstwerkes in den Sinn kommen. „Blut!“ „Was bedeutet Blut?“ „Das fließt durch den Körper, hält uns am Leben!“ „Verletzung“, „Aber Rot ist doch die Liebe!“ (Zustimmung von allen Seiten auf diese Äußerung einer Seniorin.) „Was könnte es bedeuten, dass so viel Rot außen

ist?“ „Von Liebe umgeben!“ Ich erläutere: „Sie hat mir erzählt, dass ihr die Liebe ihrer Familie und ihre Freunde ganz, ganz wichtig ist, dass diese Liebe sie in Notzeiten getragen hat!“ Ich ergänze: „Rot wird gedanklich oft mit der Liebe verbunden; die Farbe hat aber nicht nur eine einzige Bedeutung, wie der Gedanke an das Blut, das lebendig erhält, ja schon andeutet. Wo finden wir in unserem Alltag noch die Farbe Rot, zum Beispiel im Straßenverkehr?“ „Rote Ampel“ „Stoppchild“. Rot kann also auch „Achtung! Vorsicht!“ bedeuten. „Und was bedeutet das Gold?“ „Was verbinden Sie denn mit Gold?“ „Gold und Silber“, „Schmuck“, „wertvoll“, „Schatz“, „kostbar“. „Wann wird es verwendet?“ „Wenn es um was wertvolles geht.“ „Wo in der Kunst kommt Gold bevorzugt vor?“ „Heiligenschein“ „Kronen von Königen“ „Ja und in Ikonen, Goldgrund die alle einen Goldgrund haben, der daran erinnert, dass der Mensch als Ebenbild Gottes geschaffen ist.“ Ich erzähle, dass mir die Künstlerin die Bedeutung des Goldes in dieser Arbeit so erklärt hat: „Ich bin nicht zufällig auf der Erde, sondern von Gott geschaffen. Das symbolisieren die goldenen Perlen in der Mitte. Und wenn ich sterbe, werde ich wieder bei Gott geborgen sein. Dafür steht der goldene Rand, der alles umfängt und birgt. Sie glaubt, dass sie, wenn sie stirbt, wieder zu Gott zurückkehrt, von dem sie kam. Wenn die Farbe Gold Wert repräsentiert, kann der goldene Rand auch symbolisch für die Kostbarkeit des Lebens stehen. Der goldene Rand ist aus anderem Material als die Lebenskreise, hält alles zusammen, schützt alles, denn Leben ist auch verletzlich, wie in der Assoziation „Blut“ anklingt. Im Erleben der Künstlerin war es Gott, der ihr Halt gab. Man kann diesen Halt aus verschiedenen Quellen schöpfen. Was gibt Ihnen Geborgenheit, Halt, Mut und Kraft?“

4.4 Reflektion des Prozesses

Das Werk wurde in Form narrativer Praxis und kokreativ erschlossen oder, im wahrsten Sinne des Wortes „begriffen“. Die im vorausgehenden Abschnitt notierten Gedanken wurden nicht mit protokolliert, sondern entstammen einem Gedächtnisprotokoll aus dem ich einzelne Gedanken exemplarisch herausnahm. Es erfolgte eine Identifikation mit der Künstlerin durch die Gemeinsamkeit „Handarbeit“. Es entstand der Wunsch etwas von eigenen Kompetenzen (Handarbeiten) einzubringen und zu zeigen. Diesem Bedürfnis müsste Rechnung getragen werden, in dem man den Seniorinnen Raum gibt ihre Handarbeiten zu präsentieren.

Die Tatsache, dass die Arbeit kein Schwarz enthält und ausgerechnet frühlingshaftes Rosa eine Zeit der Trauer repräsentiert macht deutlich, dass man sich beim Betrachten von Arbeiten, seien es die Werke großer Künstler oder von Patienten vor Festschreibungen hüten muss. Deutet man das Bild nun analog zu gängigen Annahmen, käme man vielleicht vorschnell zu dem Urteil: Kaum Dunkles, kein Schwarz, also ist der Künstlerin Trauer erspart geblieben. Kaum jemand würde „Rosa“ mit Tod und Trauer in Verbindung bringen. Dieses Beispiel macht deutlich, dass man Farben in Kunst- oder Klientenwerken nicht gerecht wird, wenn man sie mittels eines vorgefassten, traditionellen Farbkanons zu deuten sucht.

Es gibt spätestens ab dem beginnenden 20. Jh. in der Kunst keinen festgelegten Farbkanon mehr und so erweist sich auch das psychoanalytische Deuten eines Klientenwerkes einseitig aus der Sicht des Therapeuten, der Therapeutin kaum als der Sache wirklich angemessen, weil

dieses Vorgehen nur eine einzige Sicht umfasst, die des Therapeuten. Leben ist aber, wie auch die Kunst vielschichtig, vielstimmig und vielsinnig. Man wird ihm erst gerecht, wenn man ebenso vielstimmig an das Werk herantritt. Es gibt nicht nur die eine Bedeutung, den **einen** Sinn. Und deshalb ist ein vielschichtiges, vielstimmiges Erschließen erforderlich. Erst in Ko-respondenz mit dem Schöpfer des Werkes (oder mit anderen Betrachtern) erschließt sich das Gemeinte, für diesen Augenblick und in diesem Augenblick. Im Verlauf der Lebensspanne kann der ein oder andere Aspekt der Arbeit wieder hervortreten und für den Klienten eine ganz andere Bedeutung haben, als zu dem Zeitpunkt als er die Arbeit gestaltete. In etlichen Monaten oder gar Jahren mag selbst der Schöpfer oder die Schaffende einer Arbeit sie aus einem neuen Blick heraus ganz anders deuten. Das Rosa macht deutlich: Es geht auch nicht darum, etwas Richtiges oder Falsches zum Werk zu sagen. Es geht einzig darum festzustellen: Welche Assoziationen, Gedanken und Gefühle steigen im Betrachter angesichts des Werkes auf. Was verbinde ich mit Rot, was fällt dem anderen zu Rot ein. Der eine sagt vielleicht Liebe, welche Farbe würde ich zum Ausdruck von Liebe verwenden? Ein anderer denkt bei Rot an Verletzung und Schmerz. Und beides ist richtig.

Das Gespräch über die Arbeit machte auch deutlich, dass die Abstraktion viel Raum für eigene Resonanzen der Betrachter, der sich dann fragen kann: „Welches sind die Farben meines Lebens?“

4.5 Vorüberlegungen zum aktiven kunsttherapeutischen Zugang

In der Integrativen Therapie wird vor allem die „Lebensbilanz- und die Lebenspanoramatechnik“ eingesetzt. Das Lebenspanorama ist linear angelegt und greift im weitesten Sinne auf die Vorstellung des Lebens als Weg zurück, in dessen Verlauf bedeutsame Menschen und Ereignisse auftreten, unterschiedliche Orte eine Rolle spielen, Krisen und Konflikte auftauchen, wie auch beglückende Ereignisse. All dies wird, wenn es dem Patienten, der Patientin bedeutsam erscheint, in dieses Panorama hinein gemalt oder geschrieben. Die Panoramatechnik ist ein wichtiges, diagnostisches Instrument, dient aber auch im Laufe des Prozesses zum Explorieren wichtiger Themen des Patienten oder auch der Fokussierung auf bestimmte Ausschnitte der Biographie. „Wir verwenden auch ‚semiprojektive‘ Verfahren wie die Lebenspanoramatechnik, das Zeichnen des Lebensweges, mit Formen, Farben, Symbolen, aber auch konkrete Zeichnungen von ‚kritischen‘ und salutogenen Lebensereignissen, die durch Farbwahl und Gestaltung projektive Komponenten aufweisen, unbewusste Motivation zugänglich machen, die aber auch viele Darstellungen konkreter Wirklichkeit erkennen lassen (deshalb ‚semiprojektiv‘).“⁸³ Je nach Indikation wird man vielleicht ein Krankheitspanorama anfertigen lassen, ein Panorama der Abschiede oder ein Panorama der Ressourcen etc. Das Panorama kann vom Patienten frei ausgestaltet werden, ist aber, schon von den Assoziationen, die der Begriff „Panorama“ weckt, eher linear angelegt. Letztendlich geht es im vorgestellten praxeologischen Ansatz auch um ein Lebenspanorama, das allerdings in eine Kreisform eingefügt ist.

⁸³ Polyloge 7/2001 Das Selbst als Künstler und Kunstwerk S. 9

Im Hinblick auf eine kreative Auseinandersetzung mit der eigenen Biographie im Anschluss an den rezeptiven Part, schien mir sinnvoll an Vertrautes anzuknüpfen und von daher habe ich die konzentrischen Kreise der Arbeit „Meine unendliche Geschichte“ im aktiven kunsttherapeutischen Part aufgegriffen. Angeregt durch das Textilobjektes von Marianne Wlodarek kam mir meine eigenleibliche, wohltuende Erfahrung des Mandala-Malens, das ich als salutogen erlebte wieder in den Sinn: Ich habe während eines Klinikaufenthaltes in einer depressiven Phase das Malen individueller Mandalas für mich entdeckt und als ausgesprochen heilsam erlebt. (Bildanhang 17-19) Es ging dabei nicht um ein Ausmalen vorgefertigter Mandalas, die schöne Muster enthalten, sondern vielmehr darum, eigene Mandalas zu konstruieren und mit eigenen Ornamenten, Mustern, Farben zu füllen. Ich nahm mir die Freiheit auch Worte einzufügen. Ich erlebte es als sehr beruhigend, von der Mitte aus (in die ich oft ein „schönes, ruhiges inneres Bild“ setzte) Kreis um Kreis mit Formen und Farben zu füllen, Selbst Verletzendes, wie aggressive Spitzen, die immer wieder in den Ausdruck drängten, fand in der Kreisform seinen Platz, konnte integriert werden, wurde vom Kreis gehalten, konnten so keine übergreifende Eigenmächtigkeit entwickeln und auf diese Weise überhaupt erst ausgedrückt werden. Manchmal stellte ich auch einen schweren Moment in die Mitte, wie den Tod meiner Mutter, den ich dann in Gedanken und im Zeichnen umkreiste. Im Bildanhang sind drei dieser Mandalas abgebildet. Noch heute nutze ich ab und an das Mandala malen (oder auch das Kranzbinden), wenn ich Trost suche, mich „sammeln“ oder zur Ruhe kommen will. Die Wirkung ist verblüffend. Woran liegt das? Daran, dass der Kreis etwas Bergendes hat, ohne Ecken und Kanten, ohne Spitzen und Winkel? Ingrid Riedel schreibt in ihrer Abhandlung „Formen“: „Zur Symbolik des Runden gehören Gebärden wie das Umarmen, Umfassen: Als Urgebärde zwischen Mutter und Kind, zwischen Frau und Mann. Kontakt aufnehmen, bergen, schützen, in sich bewahren, mit etwas schwanger gehen: All dies gehört zum Symbolkreis des Runden (...) Im weitesten Sinn gehört ihm die Mutter-symbolik, die Symbolik des Weiblichen zu.“⁸⁴ Mit diesen Gedanken kann ich mich gut im Hinblick auf meine eigenleibliche Erfahrung beim Mandala malen anfreunden. Die positive Wirkung von Mandalas beschrieb bereits C.G. Jung, der aufzeigte, dass auch Menschen, die mit Mandalas bisher nie in Kontakt gekommen seien, sozusagen von sich aus zu dieser Form finden können, besonders in Situationen, „(...) wo sich der Mensch verwirrt, unglücklich und ›in Unordnung‹ fühlt. Das Auftauchen dieses Symbols bringt meistens ein überwältigendes Erlebnis von innerem Frieden, ›Sinn des Lebens‹ und inneres ›In-Ordnung-Kommen‹ mit sich, auch wenn es spontan in den Träumen moderner Menschen auftaucht, welche von den oben erwähnten religiösen Traditionen nichts wissen.“⁸⁵ Die Frage ob nun das Mandala, wie von Jung konstatiert, ein „Archetyp“, also ein universell vorhandenes Urbild eines jeden Menschen sei oder nicht, ist in diesem Kontext nicht bedeutsam. Wichtig für die Entscheidung an Stelle des Panoramas die Kreisform zu wählen war einzig die Überlegung an die Ikonographie des im rezeptiven Teils betrachteten Kunstwerkes anzuschließen und die eigene als salutogen erlebte Erfahrung mit der Kreisform. Biografisches in Kreisform zu bearbeiten, scheint mir auch aufgrund folgender Gedanken als sinnvoll: Wer sich mit der eigenen Identität beschäftigt, kreist ja zunächst unwei-

⁸⁴ Ingrid Riedel, Formen S. 92

⁸⁵ C. G. Jung, Der Mensch und seine Symbole, S. 213

gerlich um sich selber, blickt immer wieder auf sich selber von rechts von links, von vorne und von hinten, von oben und unten. Das Kreisen um die eigene Biographie aus den verschiedenen Perspektiven ist mehrdimensional, eigentlich eher einer Kugel als dem Kreis entsprechend) Indem ich um eine Sache kreise, nehme ich verschiedene Positionen ein und aus dieses unterschiedlichen Blickwinkeln heraus, entdecke ich immer mehr und immer wieder neues. Die eigene Biographie in der Arbeit mit Hochbetagten in die Form eines Kreises zu fassen, „zu runden“, ist meiner Meinung nach auch deshalb sinnvoll, weil die Symbolik des Kreises im übertragenen Sinn auch das ‚runde Ganze‘, das ‚Vollständige‘ umschreibt und „so zum Symbol des größeren Selbst, welches das Ich des Menschen umfängt(...) werden kann.“⁸⁶ Im Ausführen des eigenen Lebensmandalas und vor allem in dem sich anschließenden kokreativen gemeinsamen Blick auf das Werk, auf den ganzen Lebenskreis, kann Sinn geschöpft werden, Lebenssinn. Im Laufe des aktiven Gestaltungsprozesses taucht das eigene Lebenskunstwerk vor dem Auge des Schöpfers, des Betrachters auf. Er/sie betrachtet das, was aus dem Inneren in der Resonanz auf den rezeptiven Part („Meine unendliche Geschichte“) an Atmosphären und Erinnerungen hervorgetreten ist dann von außen, in der Exzentrizität, die Gedanken und Gefühle kreisen um das Selbst, wie es im Laufe des Lebens bisher geworden ist und lassen es aus verschiedenen Blickwinkeln heraus erkennen.

„Menschen generieren in den Prozessen ihres Lebens, im Erleben der Welt ‚Sinn‘ oder besser und in einer Pluralisierung gefasst, ‚Sinne‘: perzeptiv und interpretativ, abhängig von der Entwicklung der cerebralen Processingkapazität und der kognitiv-emotionalen Verknüpfungs- und Bewertungsarbeit (ihren appraisals und valuations), abhängig auch von ihrer Fähigkeit zu Exzentrizität und Mehrperspektivität und natürlich abhängig von den Situationen in Kontext und Kontinuum, in die ein Mensch eingebunden ist.“⁸⁷

Exkurs zum Kreis

Die Kreisform impliziert, wie schon im Sprachgebrauch deutlich wird, sehr viel: Wir sprechen vom „Erdkreis“ und „Lebenskreis“, vom „Jahreskreis“ oder „Kreis der Interessierten“ vom „Kreis der Auserwählten“ und damit dem Aspekt der Zugehörigkeit, der aber immer auch „Ausgeschlossen sein“ impliziert. Es gibt Kreistänze, Kreisspiele und Kreisrituale, besonders letztgenannte in deren Mitte oft ein Licht steht, sie drücken Bezogenheit auf ein Zentrum auf die Mitte aus. Wir kreisen um ein Problem, etwas ist bedeutsam, gewichtig, wird umkreist, weil es mehrperspektivisch betrachtet werden will. Wenn wir vom Lebenskreis sprechen, wird die Kreisform Symbol für Zeit. Denken wir auch an das runde Zifferblatt der Uhr, die Zeit bemisst oder den Adventskranz, der die Zeit des Wartens strukturiert. „Der Kreis als Zeitsymbol impliziert also eine Weltsicht, nach der wir zum Ursprung, von dem wir ausgegangen sind, zurückkehren, nach dem Anfang und Ende also wieder zusammen kommen. Es ist die Zeitvorstellung von der ewigen Wiederkehr aller Dinge...“⁸⁸ Insofern symbolisiert der Kreis Unendlichkeit und Ewigkeit – ein Grund, warum man eine Ehe mit einem Ring besiegelt oder für eine Beerdigung einen Kranz

⁸⁶ Vgl. Riedel, Formen, S. 92

⁸⁷ Petzold Integrative Therapie, Band 3, Seite 1061 Band 3 S. 1061

⁸⁸ Riedel, Formen, S 111

bindet. Der Kreis ist eine in sich gerundete Linie, die zu ihrem Ursprung zurückkehrt. Aufgrund dieser Tatsache sprechen wir ja auch davon, dass sich der Lebenskreis schließt. Von der Ikonographie her wird der Kreis mit dem Himmel und dem Kosmischen in Verbindung gebracht, während das Quadrat als Symbol der Erde gilt, in ihrer Beschränktheit. „Zeigt das Quadrat in seiner Kantigkeit das Hier und Jetzt der Realität an, so entspricht der Kreis der Ewigkeit.“⁸⁹

Exkurs zur Form des Mandalas

Ich sprach in der Praxis der Gestaltung der kreisförmig angelegten Biographien bisher jeweils von „Lebensmandalas“, weil die konzentrischen Kreise an Mandalas erinnern. Erst im Rahmen dieser Arbeit stellte ich mir die Frage, ob diese spontan gewählte Begrifflichkeit überhaupt passend ist und ich sie weiterhin verwenden will, da im Wort „Mandala“ vieles mitschwingt, was ich gar nicht intendiere.

„Unter Mandala, einer altindischen Bezeichnung für Kreis beziehungsweise Mandel, verstand man schon in der späteren indischen Religion abstrakte oder mit bildnerischen Elementen ... versehene Meditationszeichen.“⁹⁰ Mandalas kommen nicht nur im Hinduismus, sondern auch im Buddhismus (z.B. Thankas, die tibetanischen Meditationsbilder), dem Islam (z.B. der Moschee von Cordoba) und dem Christentum vor: Denken wir an die Fensterrosen mittelalterlicher Kathedralen, wie Notre-Dame in Paris oder der Westrosette der Kathedrale von Chartres, die als „Symbole der Einheit in der Vielheit“ anzusehen sind.⁹¹ In der Kathedrale von Chartres findet man noch eine Sonderform des Mandalas, ein Labyrinth, das in den Boden eingelassen ist und einen meditativen Weg zur Mitte darstellt. Im christlichen Kontext findet man die Mandalaform z.B. in den Engelchören in der Kuppel des Baptisteriums von Florenz und in besonderer Weise in mittelalterlichen Handschriften, die Hildegard von Bingen illuminierte, z.B. „Der kosmische Mensch in der Lebenszeit“ oder „Die Chöre der Engel“ (Siehe Bildanhang 20-21). Diese Meditationszeichen dienen dazu, sich verankert zu sehen im Kosmos, inneres Gleichgewicht herzustellen und mit dem Göttlichen in Verbindung zu treten. Diese Gedanken machen deutlich, wie der Begriff „Mandala“ mit vielen Bedeutungen aufgeladen ist. Zwar ist das Ausgestalten der Lebenskreise ein meditativer Akt, doch hat er in meiner Konzeption keinen bewussten Bezug zur Religion. Die Bilder sind nicht als Meditationssymbole zu verstehen, was nicht heißt, dass man sich ihnen meditativ sinnend zuwenden kann. Natürlich wird in dem Lebenskreis, der in das Quadrat eingebettet ist, etwas geborgen, bilden die Kreise Formen, in denen „ein kostbarer Inhalt im Zentrum geschützt und umschlossen wird wie der Kern von einer Schale“⁹², wie C.G. Jung nach Ingrid Riedel das Mandala verstand, das er, so Riedel, als Symbol des Individuationsprozesses verstand. Natürlich geht es um Selbstwerdung, doch hatte ich den Ansatz C.G. Jungs bei der Wahl des Kreises nicht im Sinn. Mir ist deutlich geworden, dass der Begriff „Mandala“ sehr bedeutungsschwer ist und in ihm vieles mitschwingt, was von mir bewusst gar nicht intendiert war. Da das Mandala in vielen Religionen als Meditationszeichen gilt, könnten sich z.B. vielleicht Menschen, die keinen Zugang zur Religion haben, verweigern ihr „Lebensmandala“ zu gestalten, weil es ihnen als „religiöser Akt“ erscheint. Aufgrund dieser Überlegungen spreche ich fortan schlicht vom Gestalten des persönlichen Lebenskreises!

⁸⁹ ibid. S 94

⁹⁰ Riedel, Formen, S. 99

⁹¹ Vgl. ibid. S. 99

⁹² ibid. S 99

Methodisches Vorgehen und dessen Begründung

Die Teilnehmer bekommen ein Blatt im Format A3 ausgehändigt, auf das ein Quadrat gezeichnet ist, das einen Kreis birgt, der wiederum vier Kreise enthält. Im innersten geht es um die Kindheit, im nächsten um die Jugend und das junge Erwachsenenalter, dem schließt sich das Erwachsenenalter (Phase der Erwerbstätigkeit) an. Der äußerste Kreis nimmt Bezug auf das Alter. Das Quadrat umgibt schützend die Lebenskreise. Es schottet nach außen ab (wie die goldene „Rinde“ im Kunstwerk). Hier geht es um Tröstliches, Haltendes, Stabilisierendes. Es wird ausgefüllt mit der Farbe (den Farben), die der Klient besonders gerne mag. Das in der Lieblingsfarbe angelegte Quadrat hat nicht nur schützende Funktion, sondern gibt den innen liegenden Lebenskreisen auch einen würdigen Rahmen. Im Quadrat ist in besonderer Weise Raum für die salutogenen Faktoren des Lebens, für Menschen, aber auch Orte, die Halt gaben und Geborgenheit vermittelten. Hier werden (Lebens)- Mottos, Gedichtzeilen Liedtexte oder auch Bibelverse notiert, die dem Schöpfer der Arbeit im Laufe des Lebens Kraft und Ermutigung gaben. Diese Mottos sind in ihm verborgen, werden im Kunstwerk offenbar, treten zum Teil ganz neu an die Oberfläche und können in der Rezeption der eigenen Arbeit wiederum in vertrauter oder ganz neuer Weise wirksam werden.

Ich habe mich entschieden die Lebenskreise von innen nach außen gestalten zu lassen, nicht umgekehrt. Wenn ich von außen nach innen führen würde, bestände die Gefahr, dass man am Schluss des Prozesses in der „schönen, guten alten Zeit“ der Kindheit wieder angekommen ist und feststellt, wie schade es doch ist, dass diese Zeit doch vorbei ist. Ich beginne bewusst in der Mitte, und durch erlebnisaktivierende Elemente gelingt es recht schnell in die Kindheitsatmosphären einzutauchen. Bei Mitarbeiterschulungen, wo ich häufig auf Menschen treffe, die in den 50er und 60er Jahren aufwuchsen, genügt ein Quellekatalog von 1965, ein „verbotener“ Abzählreim („Peter hat aufs Bett ge... gerade aufs Paradekissen, Mutter hat's gesehen und du darfst gehen!“) und Päckchen Ahoi-Brause (die selbstverständlich nicht nur betrachtet, sondern auch verkostet wird) damit sich Menschen ganz unmittelbar 30 oder 40 Jahre zurückversetzen können. Bei den Senioren sind es z.B. die Sammeltassen und der „kalte Hund“.

Die Malrichtung von innen nach außen hat den Vorteil, dass die Rundungen immer größer werden, man erfährt im Malen der Rundungen eine Weitung, während beim Malprozess von außen nach innen, eine Engung oder besser Fokussierung, erlebt wird, was aber nicht negativ sein muss, nur eine andere Wirkung hat. (Von außen nach innen würde ich malen lassen um die Konzentration auf etwas Wesentliches zu erreichen.) Zurück zur Gestaltungsrichtung von innen nach außen: Von dem engen Kreisen um sich selbst, seiner Mitte, das was mich ausmacht, kommen, je weiter ich nach außen gehe, immer mehr Menschen und Ereignisse mit hinein. Ich ermutige bei der Gestaltung der Lebenskreise dazu, sich auf den jeweils anstehenden Lebensabschnitt (Kindheit, Jugend, Erwachsenenalter, Alter) gedanklich und emotional ganz einzulassen, in dem jeweiligen Kontext zu bleiben und nicht zwischen den Ringen (der Kindheit, Jugend etc.) hin und her zuspriegen. Wenn allerdings die Tränen sehr stark fließen und die Gefahr besteht völlig aus der Fassung zu geraten, ermutige ich den Betroffenen sich gedanklich in das Außenquadrat zu begeben, in dem ja „Schützendes“, (Ressourcen und Kraftquellen) Platz finden soll. Ich ermuntere mich zu erzählen (nicht der ganzen Gruppe, die ja weiterarbeitet), was

momentan schmerzt, frage nach, was im Laufe des Lebens als trost- und kraftspendend erlebt wurde und lade ein, Tröstendes, Heilsames, aufkommende innere Beistände oder Liedverse, Lebensmottos oder Orte im das Außenquadrat zu notieren.

Kreis um Kreis wird mit biographischen Farben, Formen, Stichworten und Symbolen gefüllt, bis schließlich der Außenkreis erreicht ist, und damit (für die Senioren) die Gegenwart. Für Erwachsene „in der Lebensmitte“ wäre der äußerste Ring die antizipierte Zukunft. Ich habe überlegt für die Senioren noch einen weiteren Ring einzubeziehen, jedoch festgestellt, dass der vorhandene durchaus genügend Raum bietet auch für den Zukunftsaspekt, für die nach den Maßnahmen, Wünschen, Sehnsüchten für eine gute Rundung des Lebens. Es macht sowieso Sinn im Zweier-setting auf die ein oder andere Phase im Lebenskreis einen Fokus zu legen und an ihr weiterzuarbeiten, wie z.B. an der Zukunftsperspektive. Und darum geht es ja auch, neben der Klärung der Sinnfrage, bei der Beschäftigung mit der eigenen Biographie: Sie soll helfen, das hier und heute gut gestalten zu können. So wird denn der Außenkreis auch angeleitet mit Fragen wie: „Wie geht es mir heute?“ „Was ist gut?“ „Was habe ich alles?“ „Gibt es auch Mangel? Wo?“ „Wie kann ich den Mangel beseitigen?“ „Worauf kann ich zurückgreifen wenn ich so auf mein Leben schaue?“ „Was brauche ich noch um mein Leben rund zu machen?“ (Ich schreibe dabei die fünf Säulen der Identität ab.) Man sagt ja umgangssprachlich, wenn eine Sache, ein Konzept, oder ein Programm gut und ausgewogen ist: „Ja, jetzt ist es rund!“ Wenn es an die Gestaltung des Außenkreises geht, lese ich das Rilkegedicht „Leben in wachsenden Ringen“ vor (oder lasse das Gedicht rezitieren, wenn jemand aus dem Kreis es auswendig parat hat, was erstaunlich oft der Fall ist.) In den Versen heißt es ja: „Ich werde den letzten vielleicht nicht vollbringen, aber versuchen will ich ihn!“ Das ermutigt sich den eigenen Wünschen und Plänen aber auch Herausforderungen des äußeren Ringes zuzuwenden und für die einzustehen. Und darum genau geht es in der biographischen Arbeit mit Senioren: um den Mut und die Motivation das Leben im hier und heute anzugehen, gegen die Schwäche und Kraftlosigkeit, den beschränkten Möglichkeiten zum Trotz! Mit der Vision dessen wohin ich noch will und was ich noch brauche und mit der realistischen Einschätzung, dass vielleicht nicht alles davon möglich sein wird, aber der Gewissheit das Ziel, das ich ins Auge gefasst habe, anzugehen, sich auf den Weg zu machen. Auf diesem Hintergrund würde ich in einem fortlaufenden Therapieprozess den Kreis öffnen lassen, oder neugestalten lassen, in einer Spiralform, die ja in der Natur immer wieder vorkommt (z.B. in Schneckenhäusern, aufblühenden und welkenden Farnblättern) und eine Symbolform des Lebens ist. Die Spirale ist offen, (und deutet an, dass alles „im Fluss“ ist, wie Heraklit schon erkannte,) während der Kreis geschlossen ist.

In einer Ausstellung (Wenn das Biographiearbeit nur ein paar Stunden dauert, nämlich solange ich anwesend bin und keine gut geschulten, verantwortlichen Mitarbeiter, die das Projekt fortführen können) halte ich es jedoch für gut und notwendig, als Resümee zunächst eine „runde Sache“, oder besser, die eigene, „gerundete Biographie“ in Händen zu halten. Denn die Kreisform vermittelt Halt und Stabilität. Im künstlerischen Prozess (sei es, dass Künstler ihn durchleben oder Patienten in Prozessen aktiver Kunsttherapie) wird: „Innere Realität ... nach draußen gebracht“, auf die Leinwand ‚gebannt‘, in Worte ‚gefasst‘ und niedergeschrieben ... Beruhigen-

des, emotional Aufwühlendes, Archaisches findet eine Form ... und damit ist schon das größte Chaos beruhigt (...)⁹³

Wenn mehr Zeit da ist, sollte der Prozess, sofern von den SeniorInnen gewünscht, weitergehen. Ich kann mir gut vorstellen ausgehend von Rilkes Gedicht der wachsenden Ringe auf den ein oder anderen Ring zu fokussieren, und vielleicht den Außenring, der das „hier und heute“ umfasst genauer zu betrachten um zu schauen: Was ist im Moment, was soll bleiben, was soll sich ändern etc. Dazu bedarf es aber viel Zeit, einer guten Ko-respondenz und eines geschützten Raumes. Ich glaube, dass über das Öffnen des Kreises in eine Spiralbewegung und über das Fokussieren einzelner Kreisabschnitte das, was im Lebenskreisgestalten leise anklang, wirklich hörbar und sichtbar und ein Stückweit auch leb-bar gemacht: Ein gelungener Korrespondenzprozess, „der von der Differenzierung, die Komplexität freisetzt (I) zur Strukturierung, die Prägnanz schafft (II) dann zur Integration, die Stabilität bewirkt (III), auf deren Boden Kreation und Transgression, Überschreitung zu Neuem (IV) möglich wird ...“⁹⁴ Durch das Einfügen der Ereignisse in die Lebenskreise kommt es zu einer gewissen Stabilisierung und Integration. Doch eine langfristige Verankerung der Integration und eine wirkliche Stabilisierung, bedürfen so, wie vor allem auch die letzte Stufe die „Kreation und Transgression“ eines anderen Settings. Das kann im Rahmen eines Ausstellungsprojektes nicht geleistet werden.

4.6 Prozessbeschreibung des aktiven Parts

Aktive Phase der kreativen Biographiearbeit mit Senioren im Dreiersetting

Um herauszufinden ob und wie sich der Lebenskreis mit alten Menschen gestalten lässt und wie SeniorInnen auf dieses Angebot reagieren, habe ich sowohl die rezeptive als auch die aktive Phase des Prozesses mit zwei Seniorinnen aus meinem Bekanntenkreis, außerhalb des Heimkontextes ausprobiert. Die beiden Damen, 75 und 80 Jahre alt, sind miteinander befreundet und auch ich bin ihnen keine Unbekannte. Der rezeptive Prozess verlief ähnlich zu dem in der Großgruppe. Auch diese beiden Damen erfassten das Kunstwerk gerne und berichteten ebenfalls gerne von eigenen Handarbeiten. Der aktive Part schloss sich nach einer Kaffeepause dem rezeptiven an. Die Anleitung dazu findet sich im Anhang. Beide Damen hatten viel Spannkraft und Ausdauer und hatten die Kraft ihren kompletten Lebenskreis im Laufe eines Nachmittags auszugestalten. Sie nahmen in Bildsymbolen oder Worten viel konkret-biographisches in den Kreis hinein. (Bildanhang 22 und 23) Bei einer der beiden Teilnehmerinnen flossen während des Gestaltens immer wieder Tränen, die aber am Schluss, beim Gestalten des Quadrates, wo es um Supportives geht, ganz versiegteten. Ich hatte sie schon während des Prozesses ermuntert, tröstliche Verse in den Sinn zu rufen und das, was kommt, ruhig schon in das äußere Quadrat einzutragen. Nach Vollendung ihrer Lebenskreise klopfen sich die beiden anerkennend auf die Schulter und sprachen sich zu: „Was haben wir doch alles schon geschafft!“ (Hier erfolgte eine Stärkung der „social world“ dieser Beiden, im Sinne des

⁹³ Petzold, Das Selbst ... Polyloge 7/2001 S. 6

⁹⁴ Petzold Integrative Therapie, Band 1 S.364

gemeinsamen stolzen Blickes auf das zurückliegende Leben, die Anerkennung ihrer Lebensleistung.) „Das war ja auch viel! Den Mann und drei Geschwister in einem Jahr zu verlieren! Kein Wunder, dass ich so oft weinen muss.“ Das Erreichte und Geleistete, wie auch das im Prozess neu Erkannte wurde gebührend mit Kaffee und Kuchen gefeiert. Die 80 jährige Dame hatte als Wunsch in den Außenkreis geschrieben unbedingt noch Dresden und die wieder aufgebaute Frauenkirche zu besuchen. Dieses Vorhaben hat sie noch im gleichen Jahr mit ihrer Enkelin realisiert.

Aktive Phase der kreativen Biographiearbeit mit Senioren im Gruppenkontext

Ich greife die Kreisform auf und lade die Bewohnerinnen ein, im zentralen Innenkreis Erinnerungen an die eigene Kindheit zu visualisieren (Anleitung im Anhang) Welche Farbe(n) verbinde ich mit meiner Kindheit, prägnante Erlebnisse, gute oder schlechte Erinnerungen, Familienmottos. Eltern, Geschwister Haustiere? Schule, Freunde. Ich lade ein, Episoden visuell (symbolhaft) einzufügen, sagte aber ausdrücklich, dass das aber nicht sein müsse. Wer nicht malen will, verwendet Worte oder einfach nur die Farben, die den Gefühlen die die Teilnehmer momentan mit den jeweiligen Lebensphasen verbinden entsprechen. Das wirkte sehr entlastend. Der sonst Malprozessen vorausgehende, erschrockene Aufschrei: „Aber ich kann doch gar nicht malen!“ unterblieb. Dazu half sicher auch die Begegnung mit dem Kunstwerk, das ja auch nicht gegenständlich aus dem Leben erzählt, sondern symbolhaft.

Die Seniorinnen gingen mit großer Konzentration, einer Ernsthaftigkeit aber auch Lust an das Gestalten. Keine Teilnehmerin verweigerte sich. Mir schien es, als drängten die vielen Eindrücke des rezeptiven Teils geradezu in den gestalterischen Ausdruck. Beim Malen ergab sich, in den Kleingruppen am Tisch zeitweise bereits ein lebhafter Austausch, vor allem im Hinblick auf die Kindheit und Jugend. Hier wurden geteilte Lebenswelten deutlich, obwohl die Seniorinnen sich vorher nicht näher kannten und nur flüchtige Kontakte unterhalten hatten. Ich habe diesem Bedürfnis Raum gegeben, indem nach Fertigstellung des ersten und zweiten Kreises jeweils das gestaltete in der Kleingruppe gezeigt werden konnte und ein kurzer Austausch möglich war. Auch geteilte Erfahrungen in unterschiedlichen Lebenskontexten, wie z.B. der Krieg, Hunger, Arbeit beim Bauern, Kinderlandverschickung, Angst vor Vergewaltigung und z.T. auch Flucht verbinden, schufen über alle Unterschiede hinweg Gemeinsamkeit. Die von einer Teilnehmerin mit leuchtenden Augen geschilderte Freude über ein Stück Brot im Krieg, rötete bei den anderen die Wangen und verlieh ihren Augen Glanz. Im gemeinsamen Austausch über diese vergangene Zeit und die auftauchenden Gemeinsamkeiten wurden die Gesprächsteilnehmerinnen förmlich belebt. Jeder fiel noch etwas ein, was diese oder jene geschilderte Erfahrung bestätigte. Und am Schluss stand die große, übereinstimmende Dankbarkeit dafür, dass „diese schlimmen Zeiten zum Glück vorbei sind!“

4.7 Reflektion des Prozesses

Ausgehend von dem geglückten Prozess im Dreiersetting ging ich davon aus, ihn auf eine größere Gruppe an Heimbewohnern übertragen zu können. Das war ein Trugschluss: Es gab zwar altersmäßige Entsprechungen zwischen der Kleingruppe und der Heimgruppe, aber ich hatte das unterschiedliche Setting nicht berücksichtigt: Es ist ein Unterschied ob eine 80-jährige ihr gesamtes Leben noch alleine bewältigt oder schon länger im Heimkontext lebt. Es ist ein Unterschied ob man sich mit der eigenen Biographie im ganz kleinen Kreis von vertrauten Personen oder in einer größeren Gruppe, deren Teilnehmer einem zum Teil sogar fremd erscheinen, beschäftigt. Im Dreiersetting war überdies die ganze Zeit über möglich zurückzufragen, zu erzählen, anzumerken, was in der Großgruppe so nicht gegeben war.

In der ersten Ausstellung in Wiehl, schloss sich der aktive Part nach einer kurzen Pause unmittelbar dem rezeptiven Part an. Dabei hatte ich die Belastbarkeit der Seniorinnen überschätzt. Es war ihnen kräftemäßig nicht möglich alle Kreise am gleichen Nachmittag zu füllen.

Insgesamt waren die meisten Teilnehmerinnen nach der Ausgestaltung der ersten beiden Kreise völlig erschöpft, selbst wenn sie nichts schrieben und oder gemalt hatten, sondern die Kreise lediglich farbig angelegt hatten. Zwei Teilnehmerinnen fehlte bald die Kraft in den Händen, so dass die Beschäftigungstherapeutin und ich jeweils einer Seniorin assistierten und nach Anleitung die Farben wählten und Eintragungen in die Kreise vornahmen.

Ergänzend will ich an dieser Stelle noch „technische“ Erfahrungen im Hinblick auf die aktive kunsttherapeutische Arbeit mit SeniorInnen anmerken: Buntstifte (Dickies) sind für manche Senioren zu hart. Es fehlt teilweise die Kraft in den Händen. Als Alternative eignen sich Filzstifte, die aber den Nachteil haben, dass sie sich schlecht übereinander malen und nicht radieren lassen. Man kann Dickies mit Filzern kombinieren, oder Filzstifte mit Pastellkreiden und wenn es nur um die farbliche Ausgestaltung der Ringe geht auch Wachkreiden. Die verschiedenen Werkzeuge sollten alle angeboten werden. Die Gedanken gehen teilweise schneller als das Malen und Schreiben. Es kommt zu Ermüdungserscheinungen. Alternative: Eine Mitarbeiterin oder ein Angehöriger setzt sich daneben und gestaltet nach Anleitung. „Nimm diese Farbe, drück fester, schreib das mal dies. So kommt es zwischen beiden schon zu einer Begegnung. Dies ist aber nur möglich, wenn der ältere Mensch zu derjenigen, die ihre Anweisungen ausführt Vertrauen hat! Ein weiterer Nachteil liegt darin, dass die Seniorin nicht die leibliche Erfahrung des „Rundens, des Umkreisens“ macht, aus der heraus ja auch wieder Impulse kommen, Atmosphären und Erinnerungen aufsteigen können. Deshalb ist auf jeden Fall anzuraten, dass der alte Mensch die Innenkreise selber farbig anlegt, vorzugsweise mit weichen Pastellkreiden, die ja keinerlei Kraftaufwand erfordern. Die Kreisform kann in diesem Fall auch nochmals im Verwischen nachgezogen werden, was das eigenleibliche Spüren des Rundens verstärken kann.

Format: Ein Großteil der teilnehmenden Seniorinnen verfügte (vermutlich nicht zuletzt durch die eigenen Handarbeiten oder das Lösen von Kreuzworträtseln“ eine noch erstaunliche Feinmotorik, so dass das Gestalten der Kreise im A3-Format in der Regel unproblematisch war. Die etwas motorisch eingeschränkteren Seniorinnen hätten ein größeres Format gebraucht, allerdings gibt es da auch mehr „auszumalen“, was wiederum zur schnelleren Ermüdung führt. Auch verschrecken meiner Erfahrung nach größere Formate eher im Sinne einer Überforderung: „So

viel soll ich malen!“ oder andererseits auch Scham nicht zu viel von sich zu zeigen. Aufgrund dieser Überlegungen ist das Format A3 durchaus empfehlenswert.

Heute arbeite ich so, dass ich nach dem rezeptiven Part den kleinen Dokumentarfilm zeige, in dem die Künstlerin selber zu Wort kommt, und danach lediglich zur „Füllung der Ringe mit den eigenen Farben“ einlade, gar nicht intensiver zur Beschäftigung mit der eigenen Biographie anrege. Inzwischen bin ich dazu übergegangen in dieser Phase nicht zum Medium „Buntstift“ zu wechseln, sondern bei der Wolle zu bleiben, ihre haptische Qualität zur Rundung des Prozesses zu nutzen: Dazu kann mit Hilfe von zwei Schaschlikstäben ein „Magisches Auge“ gewebt werden, wie es Eltern in Kolumbien für ihre Kinder tun. Sie beginnen bei der Geburt und an jedem Geburtstag wird weitergewebt.) Das geht ganz einfach. Alternativ kann verschiedenfarbige Wolle auf einen Pappkreis aufgeklebt werden. Es geht hier um einen ersten spontanen Ausdruck auf die zuvor im rezeptiven Teil erfolgten Eindrücke. Als „Zusammenfassung und Bündelung“ des rezeptiven Parts ist dieses Vorgehen gut geeignet, ersetzt aber nicht die differenzierte Auseinandersetzung mit der eigenen Biographie. Die Gefahr die in dieser Vorgehensweise liegt ist, dass sie schneller in reine Beschäftigungstherapie abgleitet, Farben werden mehr oder weniger zufällig nach dekorativen „schönen“ Gesichtspunkten und weniger nach der tatsächlichen Befindlichkeit ausgesucht. Ferner geschieht nicht so eine tiefe Auseinandersetzung mit der eigenen Biographie. Außerdem sind im Resultat weniger Anknüpfungspunkte zum Gespräch vorhanden. Dennoch: Als Abschluss des rezeptiven Parts, auch um „etwas mitzunehmen“ ist die Gestaltung eines Magischen Auges, der Wollkreis oder einfach die farbig angelegten Lebensringe eine gute Möglichkeit.

4.8 Vorbereitung der Grundschul Kinder auf das Treffen der Senioren

Eine Zielsetzung des Projektes war ja, den Kontakt zwischen den Generationen zu fördern. Für die Teilnahme am Ausstellungsprojekt und eine Begegnung mit den Senioren sprach ich eine engagierte Grundschullehrerin der örtlichen Gemeinschaftsschule an, mit der ich bereits 2004 ein Kunstprojekt zum Thema „Kinderrechte“ durchgeführt hatte. Sie zeigte sich sehr aufgeschlossen für den Dialog zwischen den Generationen und stellte zwei Vormittage in ihrem vierten Schuljahr zur Verfügung. Der erste diente der Einstimmung und Vorbereitung des Besuches im Seniorenzentrum, der zweite war für die das Treffen mit den Senioren vorgesehen. Zum ersten Termin brachte ich das Textilobjekt mit in den Unterricht und musste schmunzeln als die Kinder teilweise genau die gleichen Fragen stellten, wie die Seniorinnen: „Wie lang ist die Bahn, die hier aufgewickelt wurde? Auch die Kinder assoziierten die Jahresringe eines Baumes und wollten durch Zählen der Ringe das Alter der Künstlerin herausfinden. Andächtig hörten Sie den Erzählpassagen hinsichtlich der Biographie der Künstlerin zu und waren gut zu motivieren einen Kreis zu gestalten. Das geschah Schritt für Schritt nach Anleitung (siehe Anhang) Im Innenkreis galt es das hier und heute und auch die noch nicht so weitreichende Vergangenheit zu thematisieren (Familie, Tiere, Hobbies). Erstaunlich oft begegnen uns in den Innenkreisen der Kinder dieser Klasse Kreuze, spielen Erfahrungen des Verlustes (zumeist von Haustieren) eine Rolle. Die Kinder befanden sich im 2. Halbjahr des 4. Schuljahres, so dass der

bevorstehende Wechsel auf die weiterführende Schule ein großes Thema war. Wie wird es wohl werden? Diese Ängste, aber auch Hoffnungen sollten im zweiten Kreis thematisiert werden. Wie wird es sein auf der neuen Schule? Wie wird es sein, wenn ich Teenie bin, wenn ich mehr darf etc. Im nächsten Kreis wurde das Erwachsenenalter antizipiert: Was will ich einmal werden, was wünsche ich mir, wenn ich erwachsen bin wovon träume ich (Beruf? Familie? etc.) Diese Vorschau zu leisten ist jüngeren Kindern noch nicht möglich. Im äußersten Kreis ging es dann um die Frage: Welche Gedanken verbinde ich mit alten Menschen? Wie ist das wohl, wenn man alt ist? Wir sprachen ausführlich über die kindlichen Erfahrungen mit den Großeltern und Urgroßeltern. Manche schöne Erlebnisse mit den Großeltern, aber auch Erfahrungen von Krankheit, Schwäche, Leid und Tod wurden berichtet, letztere hauptsächlich im Hinblick auf die Urgroßeltern. Die Mehrheit der Kinder hatte jedoch gar keinen intensiveren Kontakt zu älteren Menschen, aber eine ganze Reihe von Fragen, die sie eigentlich immer schon einmal an alte Menschen richten wollten. Diese Fragen konnten auch im äußersten Kreis notiert werden. Das Außenquadrat sollte in der Lieblingsfarbe der Kinder angelegt werden: "Wenn du wählen könntest: In welcher Farbe sollen die Wände deines Zimmers gestrichen sein? Oder welche Farbe soll die Decke haben, in die du dich, wenn die kalt ist, einkuschelst?" Außerdem sollte aufgeschrieben werden, bei wem sich die Kinder sicher fühlen, wer gut trösten kann oder an was sie denken, wenn sie traurig sind. Zwei Beispiele der Lebenskreise der Kinder finden sich in Bildanhang Nr. 24 und 25) Die Schüler stimmten alle der Frage, ob sie ihre Bilder in der geplanten Ausstellung zeigen wollen, begeistert zu. Die Lehrerin kündigte an, dass die Klasse in der darauffolgenden Woche zum Frühstück ins Seniorenzentrum eingeladen worden sei, wo weitere Werke der Künstlerin zu sehen sind und die Möglichkeit besteht, den Webstuhl der Künstlerin mal auszuprobieren und vor allem, wo sie ihre Fragen im Hinblick auf das Leben alter Menschen loswerden können. Ausgehend von dem, was die Kinder in ihren Lebenskreisen an Fragen formuliert haben, wurde ein Fragenkatalog zusammengestellt (siehe Textanhang 3) und zugeordnet, wer welche Frage stellen möchte.

4.9 Die Begegnung zwischen Kindern und Senioren

Es wurde ein gemeinsames Frühstück anberaumt, da eine Tischgemeinschaft naturgemäß die Kommunikation erleichtert und fördert. Dazu wurden jeweils drei Kinder und drei Heimbewohnerinnen um einen Tisch herum platziert. Jedes Kind brachte eine selbstgefaltete, aufklappbare Papierblume für seine Tischnachbarin mit (Bildanhang 26). Dieses kleine Geschenk hatte, wie sich herausstellte, die Funktion eines Intermediärobjektes, da die Seniorinnen wissen wollten ob die Blume selbst gebastelt wurde und wie man sie herstellen kann. So war das Eis schnell gebrochen und die Kinder und Seniorinnen kamen gut ins Gespräch. (Bildanhang 27) Die gemeinsame Mahlzeit wirkte ebenfalls kommunikationsfördernd, allein durch die Bitten mal das Nutella oder die Milch zu reichen. Es erhob sich ein munteres Stimmengewirr. Nach Beendigung des Frühstücks stellten die Kinder im Plenum die vorbereiteten Fragen. (Bildanhang 28) Hier ein Auszug aus dem Gesprächsprotokoll:

Die Viertklässler erschauerten, bei der Vorstellung, täglich 1,5 Stunden lang zu Fuß bei Wind und Wetter zur Schule laufen zu müssen, und den gleichen Weg zurück, wie es die 84-jährige Frau W. über viele Jahre hinweg täglich tun musste.

Der 10-jährige Christoph wollte wissen, was die Senioren denn im Fernsehen anschauen. „KEINE Krimis, lieber Filme von früher oder von Rosamunde Pilcher! Auch Arztserien wie „In aller Freundschaft“ stehen bei Frau B. (84) und ihren Mitbewohnerinnen hoch im Kurs. Bei den Kindern weniger. Haustiere hingegen sind bei Senioren und Kindern gleichermaßen beliebt. Tiere spielen für die Kinder heute eine genauso große Rolle, wie für Kinder vor 70 Jahren, ebenso der Schmerz um ihren Verlust. Leonie (10) wollte wissen, welche Kindheitserinnerungen noch wach sind. Die 83-jährige Frau Kaschube, erzählte so lebendig von den Spielen ohne fertig gekauften Spielzeug mit ihren 8 Geschwistern im Wald ihrer Heimat, der Steiermark, dass die Wiehler Kinder Lust bekamen, auch mal wieder in den Wald zu gehen. Auch „Faden abheben“ war unter den Mädchen vor mehr als 70 Jahren genauso beliebt wie heute. Die Kinder wollten noch mal wiederkommen um zu schauen, welche Tricks und Kniffe damals bekannt waren, oder ob die alte Technik heute noch gilt. Lara (10) interessierte: „Wie fühlt man sich denn mit über 80 Jahren?“ Frau L. (86) erklärte, dass das ganz stark vom Gesundheitszustand abhängig sei. Sie selber fühle sich sehr gut. Es war mucksmäuschenstill, als die fast 90 Jahre alte Frau V. von der Flucht während des zweiten Weltkrieges erzählte: Allein, mit zwei (!) Kinderwagen an der Hand. Sie hat es glücklich überstanden und zur Familie gehören heute 6 Kinder, 23 Enkel und 15 Urenkel. „Gab es im Krieg eigentlich auch schöne Erlebnisse?“ wollte Kim-Natali (9) wissen. Frau M. (89) fiel sofort etwas ein: „Es war Weihnachten, wir hatten nichts zu essen und sehr schlimmen Hunger. Plötzlich stand ein junger Russe vor der Tür und fragte: Frau, hast Du Hunger? Und er schenkte uns ein ganzes Brot und wir konnten uns satt essen.“ Kira (10 J.) fragte, ob es auch früher schon Ausgrenzung unter Kindern gegeben hätte, und sich jemand erinnern kann als Kind ausgelacht worden zu sein. Frau B. (87 J.) erzählte daraufhin: Sie hatte als Kind zwei Daumen an der rechten Hand. Sie reichte zur Begrüßung immer die linke, die falsche, nicht die „schöne“ Hand, die sie wegen der Missbildung immer versteckte um den Hänseleien zu entgehen. Ihr Lehrer vermittelte ihr schließlich einen Arzt, der die Missbildung beseitigte. Die Kinder erfuhren, dass sie die jüngste von 8 Kindern war, dass ihre Brüder damals alle schon gearbeitet haben und von ihr, dem Nesthäkchen, immer wieder um einen Groschen für Bonbons angebettelt wurden. Außerdem, so erzählte sie weiter, war sie die Beste im Handarbeiten und häkelte schon mit 8 Jahren Topflappen, die sie an ein Handarbeitsgeschäft verkaufte.

Es war erstaunlich wie offen die Senioren selbst ganz persönliche Fragen wie: „Wovor haben Sie Angst?“, beantworteten: „Angst vollkommen pflegbedürftig zu werden“ oder gar „den Verstand zu verlieren und Blödsinn zu machen, von dem man selber nichts weiß“ Bei diesen Äußerungen ging ein lautes Raunen durch die Gruppe der Seniorinnen - offenbar teilen sie diese Befürchtungen. Die Kinder hatten ihre Lebenskreise mitgebracht auf denen sie ihre Vorstellung von Jugend, Erwachsenenalter und Alter gemalt haben. In vielen dieser Bilder spiegelt sich besonders die Sorge im Hinblick auf den für sie im Sommer anstehenden Schulwechsel.

Da machte das Gedicht Mut, das die fast 90 jährige Frau V. vor über 80 Jahren mit 9 J. im vierten Schuljahr gelernt hatte, und das sie als Motto durch das Leben begleitete:

„Bewegung ist allein das Leben

Wozu sind Kräfte mir gegeben?

Wozu ein wagehalsger Mut?

Ich schwimme durch die kühle Flut!“

Die Kinder fanden diesen ermutigenden Spruch, der ja viel Wahres enthält, „echt cool“ und nahmen ihn gerne mit.

4.10 Reflektion des Prozesses

Aus den eingepflanzten 1,5 Stunden wurden fast drei, ohne dass die Seniorinnen ermüdeten oder die Kinder die Lust verloren. Es war erstaunlich zu beobachten, wie viel Spannkraft die Bewohnerinnen aufbrachten, wie intensiv, wie lebendig sie aus ihrem Leben berichteten und wie die Kinder förmlich „an ihren Lippen hingen,“ als von den zwei Daumen oder den zwei Kinderwagen an einer Hand auf der Flucht die Rede war, oder wie sich die Schüler mitfreuten über die von den großen Brüdern spendierten Bonbons. Vergangene Lebenswelten der Seniorinnen wurden für einen Moment lebendig, die Kinder konnten teilhaben an den früheren Lebenskontexten der Seniorinnen und waren von manchen erzählten Erinnerungen tief berührt (z.B. der Geschichte mit dem zweiten Daumen). Die Begegnung wurde durch ein konviviales Miteinander geprägt. „Geteilte Narrationen zeichnen durch das Moment der Berührtheit, durch Anteilnahme, ein Mitbeteiligt sein aus, das zurückgemeldet wird durch Mimik, Gestik, Sprache. Die *Mutualität*, das wechselseitige Angerührtsein macht geradezu die Qualität ‚narrativer Praxis‘ aus.“⁹⁵ Das interessierte, ja gebannte Zuhören der Kinder berührte die Seniorinnen wiederum sehr und bedeutete für sie Wertschätzung ihrer Beiträge, ihrer Erfahrungen, ihrer Geschichte, ihrer eigenen Person. Sie hatten interessierte Zuhörer, nicht solche, die sich genervt (ob einer schon vielfach gehörten Geschichte) abwandten, wie man es oft in Kommunikationen mit alten Menschen erlebt, wenn wieder und wieder die gleiche Episode erzählt wird. Der Mangel an Erzählsituationen in denen alte Menschen aus ihrem Lebensfundus schöpfen und ihrer Erfahrungen an anteilnehmende Zuhörer weitergeben können, führt häufig dazu, dass ein kaum zu bremsender Redeschwall auf den plötzlich vorhandenen Zuhörer einprasselt, da sich so viel aufgestaut hat, „da hier über viele Jahre hinweg niemand mehr richtig zugehört hat.“⁹⁶ Dem kann durch das Schaffen einer „narrativen Kultur“⁹⁷ vorgebeugt werden, wenn immer wieder Erzählsituationen geschaffen werden, die von wechselseitiger Anteilnahme der Zuhörer und der Erzähler geprägt sind. „Gute Lebenserinnerungen wollen geteilt werden, (...), schlechte Lebenserinnerungen brauchen Zeugen, bedürfen der Tröstung (...) Anteilnahme, Mitgefühl (...)“⁹⁸

⁹⁵ Petzold Integrative Therapie , Band 2 S. 675

⁹⁶ ibid. S. 675

⁹⁷ ibid. S. 675

⁹⁸ Wenn diese Anteilnahme fehlt können sich „Erzählklichs“ bilden, „die von der ursprünglichen motivationalen Grundlage der Erzählung weit entfernt sind und als unverbundene Biographiefragmente, als ‚biosodische Trümmer‘ dem Zuhörer, den Möbeln oder der Wand präsentiert werden. Die Beschädigung der Persönlichkeit ist bei Menschen mit einer solchen Symptomatik (...) in einem Maße fortgeschritten, dass selbst nunmehr gezeigte Empathie, vermitteltes Beteiligt sein nicht mehr greifen.“ „Es handelt sich also hier um ein Abspulen

Die Gesprächssequenz war von echtem Interesse und großer Anteilnahme geprägt, die Kinder hatten Anteil an den Erinnerungen der Seniorinnen, diese wiederum empfanden die Ängste der Kinder vor dem Schulwechsel mit.

Den Effekt der Teilhabe beobachtete Petzold auch in Projekten der ‚lebendigen Geschichte‘ und ergänzt dass die besondere Qualität darin liege, dass Berichte von Zeitzeugen Faktisches und Atmosphärisches verbinden⁹⁹ Das ist ein wesentliches Kennzeichen Integrativer Agogik, die darauf gerichtet ist: „Sachlernen und Affektlernen zu verbinden, die personalen, sozialen, lebenspraktischen und fachspezifischen Kompetenzen (Fähigkeiten und Performanzen (Fertigkeiten) von Menschen in Begegnung und Auseinandersetzung (...) zu fördern und zu entwickeln.“¹⁰⁰

Im Anschluss an das „Gesprächsfrühstück“ zeigten zwei Seniorinnen den Kindern wie man webt, zwei andere, wie man die Strickliesel handhabt. Hier war die Situation einmal umgekehrt: Normalerweise kommen Kindergruppen ins Altenheim um die „alten Opas und Omas“ mit ihren erworbenen Kompetenzen wie Musik oder Theaterspiel zu erfreuen. Nun aber waren die Kompetenzen der Bewohnerinnen gefordert, ihre Erzählkompetenz, ihr Reichtum an Lebensgeschichten, ihr souveräner Umgang mit Wolle beim Weben und in der Handhabung der Strickliesel. Gefragt zu werden, um Rat gebeten zu werden wertet auf, stärkt den Selbstwert. Meine Befürchtung, dass die Kinder an den Wollobjekten und dem Weben gar kein Interesse haben könnten und es langweilig finden würden, erwies sich als unbegründet. Im Gegenteil: In der Klasse brach nach diesem Besuch unter Mädchen wie auch Jungen ein wahres „Strickliesel-Fieber“ aus. Gut vier Wochen lang wurden in den Pausen lange, bunte Wollbänder gefertigt und im Unterricht mit Begeisterung auf Miniwebrahmen aus Pappe gewebt. Ich erkläre mir dieses Phänomen damit, dass die Kinder letztendlich genauso über den taktilen Reiz angesprochen wurden, wie die Senioren. Die Seniorinnen, weil ihnen Handarbeiten vertraut sind (über die ganze Lebensgeschichte hinweg) und weil über die leibliche Erfahrung des Spürens der Wolle frühe Erfahrungen und Atmosphären in den Sinn kamen. Die Kinder machen heute weit weniger Erfahrungen des eigenleiblichen Spürens als noch in meiner Generation. So liegen bei Grundschulkindern zur Zeit beispielweise ‚virtuelle Gärten‘ im Trend, in denen man gießen, Unkraut jäten und umgraben kann, selbstverständlich ohne sich zu bücken oder gar die Finger schmutzig zu machen oder mehr als die mouse auf dem pad bewegen muss. Haben die Mädchen meiner Generation in den sechziger Jahren noch Röcke für ihre Barbiepuppen gehäkelt, stellen sich die Mädchen heute ihr topmodisches Outfit ebenfalls mit drei mouseclicks virtuell zusammen. Auf diesem Hintergrund wird verständlich, dass die Kinder im Projekt mit großer Ausdauer, geradezu lustvoll mit der sich so unterschiedlich anfühlenden Wolle hantierten. Sie fühlt sich anders an als die glatte mouse und der Joystick. Offenbar ein anregender, wohltuender Kontrast.

biographischer Versatzstücke, das perserverierende Wiederholen immer der gleichen Geschichten (...), denen niemand mehr zuhören kann und will, wie wir es häufig bei alten Menschen - besonders bei isoliert lebenden – finden, denen das *bezogene* Gespräch, die dialogische Qualität im Teilen von lebensrelevanten Erzählungen verloren gegangen ist. (Petzold Integrative Therapie , Band 2, S.. 675

⁹⁹ Vgl. Petzold Integrative Therapie , Band 2 S. 667

¹⁰⁰ Petzold, Integrative Therapie kompakt 2011 in Polyloge 1/2011

4.11 Die Ausstellung

Eine Woche nach der Begegnung zwischen Senioren und Kindern begann die Ausstellung. Sie umfasste neben den Arbeiten der Künstlerin zu ihrer Biographie rund 20 Werke zu Bibelversen, die die Künstlerin im Laufe ihres Lebens bewegt und interessiert haben), ein Webstuhl der Künstlerin und die von den Kindern und Senioren angefertigten Lebenskreise.

Die Vernissage wurde von einem 92-jährigen Heimbewohner, dem früheren Gitarrenlehrer des Ortes (Bildanhang 29), einem 21-jährigen Musikstudenten und einer 9-jährigen Schülerin musikalisch begleitet. Der kurze Dokumentarfilm über die Künstlerin wurde gezeigt, ich sagte ein paar Worte zum Projekt, die stellvertretende Bürgermeisterin sinnierte über Weben, Wirken, Wollfäden („Man kann den Faden verlieren. Etwas kann sich wie ein roter Faden durch das Leben ziehen. Man kann den Faden der Freundschaft knüpfen oder auch abreißen lassen. Man kann in dieser Ausstellung mitwirken (im wahrsten Sinne des Wortes).¹⁰¹ Kinder übergaben den Senioren eine Sammlung von Fotos vom Begegnungstag. Die Lebenskreise der Kinder und Senioren waren, nachdem das Einverständnis eingeholt worden war in die Ausstellung einbezogen. Ausnahmslos alle Teilnehmer des Projektes wollten ihr Bild gern im Rahmen der Ausstellung zeigen. Die Kinder hatten ihre Namen auf den Bildern notiert, die Senioren präsentierten ihre Lebenskreise anonym. Die Präsentation des eigenen Lebenskunstwerkes im Rahmen einer Ausstellung, erfüllte besonders die Seniorinnen mit Stolz. Die eigene Lebensrückschau in eine Kunstaussstellung integriert zu wissen, wertet die eigene Biographie auf. Sie wird als „ansehnenswert“, und „beachtenswert“ angesehen. Die Ausstellung verschaffte vor allem den älteren Akteuren eine Bühne auf der sie ihre Lebenskunstwerke einem breiteren Publikum zeigen konnten. „Die Szenen seiner Geschichte sollte ein Mensch aber nicht in einem „leeren Theater“ betrachten müssen, das ihn als einsamen Zuschauer seines eigenen Lebensspiels in einer Verlassenheit beläßt, die nur schwer ausgehalten werden kann und ihn der Depression überantwortet. Gemeinsam betrachtete Geschichte ermöglicht, daß Leid mit denjenigen geteilt wird, die emphatisch und engagiert zuhören, weil das Vergangene in der Narration lebendig wird, die Zuhörer zu Mitspielern im Lebensdrama werden, wenn die Ereignisse vergangener Zeiten vergegenwärtigt (...) werden.“¹⁰²

Während der Vernissage und in den Tagen danach wurden nicht nur die Werke der Künstlerin, sondern auch die Lebenskreise der Kinder und Seniorinnen intensiv betrachtet. (Bildanhang 30) Sie waren immer wieder Anlass zu Rückfragen und zum Gespräch. Zum Beispiel vor dem Bild eines neunjährigen Mädchens (Bildanhang 25), die das Erwachsenenalter primär mit Stress verbindet und vor allem REICH werden will. „Reich werden wollte ich auch, heute weiß ich, dass anderes viel wichtiger ist, weil Geld allein nicht glücklich macht und Besitz verloren gehen kann im Krieg, auf der Flucht oder einfach durch Diebstahl!“ Mancher Beteiligte führte Angehörige oder Freunde zu seinem Bild. Es wurde in den Arbeiten gelesen, gesucht, entdeckt und bei den Künstlern nachgefragt. Mancher Enkel erfuhr über das Bild Neues von der Großmutter; wie z.B. die Geschichte mit dem Zeppelin, Anfang der Dreißigerjahre in Gummersbach.

¹⁰¹ Oberbergische Volkszeitung 6.3.2007 Nr. 55, Lokalteil

¹⁰² Petzold Integrative Therapie, Band 2, S. 678

Ausstellungsbesucher konnten angeleitet durch Seniorinnen in der Ausstellung gemeinsam an einem Teppich weben, dem „Wiehler Teppich“. (Bildanhang 31 und 32)

Die aktive Einbindung in die Vernissage, durch die Musik, durch das Erklären des Webens oder Erzählen über das Objekt „Meine unendliche Geschichte“ (Bildanhang 33) oder über das eigene Bild, konnten sich die Senioren in das kulturelle Leben der Stadt Wiehl eingebunden erleben.

Der Generationenteppich

Der in der Ausstellung entstandene Teppich stellt ein kokreatives Gemeinschaftswerk von Wiehler Einwohnern und Bewohnern des Seniorenzentrums dar. Menschen von fünf – 103 Jahren haben an diesem Teppich gearbeitet. Neben dem Webstuhl lag ein Gästebuch aus, indem die Ausstellungsbesucher ein Stück der Wolle, die sie einwebten, aufkleben und ihre Gedanken zur Farbe oder dem Charakter der ausgewählten Wolle notieren konnten. Kinder wie Erwachsene kamen mehrfach und setzten sich immer einmal wieder an den Webstuhl. Manche Ausstellungsbesucher brachten Wolle mit und schrieben in das ausliegende Buch welche Bedeutung diese Wolle für sie hat. (Bildanhang 34)

Der kunterbunte Teppich wurde nach Abschluss der Ausstellung auf Wunsch des Einrichtungsleiters in den Andachtsraum gehängt. (Bildanhang 35) Kinder aus der Ganztagsbetreuung webten zwei unifarbene dunkelblaue Teppiche, die den bunten Generationenteppich einrahmen. Diese Gestaltung wurde von meinem Mann, mir und der Mutter, eines Kindes der teilnehmenden Grundschulklasse konzipiert. Diese Frau fand das Projekt interessant und hatte ihre Mitarbeit angeboten. Aus dem bunten Lebensteppich fließen rote Wollstrahlen heraus, symbolhaft zu verstehen als „ausgebreitete, willkommen-heißende, liebevolle Arme“, die wir der Stadt Wiehl und auch dem Seniorenheim im Hinblick auf Besucher und Bewohner wünschen. Neben dem Teppich liegt auf einem Pult das Buch mit den Wollfädchen und Kommentaren, das anregt die Geschichte dieses Teppichs zu entschlüsseln. Immer wieder führen Bewohner ihre Gäste vor den Teppich und zeigen, welche Passage sie gewebt haben und erzählen warum. Und so ist auch dieser Teppich wieder Anlass zum gemeinsamen Gespräch und zur Begegnung.

4.12 Resultate des Ausstellungsprojektes in Wiehl

Die Begegnung zwischen den Schulkindern und den Seniorinnen im Rahmen des Ausstellungsprojektes hatte noch einen längeren Nachklang. Neu entstandene Kontakte wurden in folgenden Aktivitäten weiter gepflegt und vertieft:

Spielgruppe

Drei Kinder der Grundschulklasse hielten den Kontakt zu den Senioren etwa ein dreiviertel Jahr lang aufrecht, indem sie mit der Mutter eines dieser Kinder (der gleichen, die an der Teppichgestaltung für den Andachtsraum beteiligt war) regelmäßig zu gemeinsamen Gesellschaftsspielen in die Einrichtung kamen, teilweise begleitet durch eine weitere Tochter dieser Frau im Teenageralter und deren Freundin. Nach einigen Monaten verloren die Kinder und Jugendlichen allerdings die Lust, da sie sich immer wieder sehr darüber ärgerten von einzelnen Heimbewohnern

wiederholt recht angriffslustig des Schummelns bezichtigt worden zu sein. „Das ist ja wie im Kindergarten! Die können einfach nicht verlieren! Ich lass mich von denen doch nicht zu Unrecht anmeckern!“ Hier wird deutlich, dass auch ein ehrenamtliches Engagement begleitet sein sollte. Die Kinder und Jugendlichen wären vielleicht weniger gekränkt gewesen, hätte man ihnen gleich erklärt warum dieses Verhalten auftreten kann.

Die Mutter der Kinder blieb der Einrichtung jedoch als ehrenamtliche Mitarbeiterin bis heute erhalten.

Vorlesen und mehr

Ein Mädchen aus dieser Spielgruppe besuchte, nachdem die Spielgruppe ausgelaufen war, die SeniorInnen regelmäßig und las ihnen vor. Im Anschluss ergab sich immer wieder ein reger Austausch über das Gehörte. Die Senioren interessierten sich aber auch sehr für das Erleben des Kindes in Schule und Freizeit und warteten jede Woche gespannt auf die neuesten Neuigkeiten. Diese Begegnung zwischen Alt und Jung schief dann aber ebenfalls nach einigen Monaten ein, ausgelöst durch Terminkoordinierungsprobleme. Das Kind hatte an dem bisher festgelegten Tag Nachmittagsunterricht und alle anderen Nachmittage waren durch Angebote der Einrichtung wie „Gedächtnistraining“ besetzt.

Therapeutische Gesprächsgruppe

Während der Durchführung des Projektes hatte ich den Eindruck, dass einige der beteiligten Seniorinnen Interesse hätten weiter zusammenzukommen zum gemeinsamen Austausch. Die Einrichtungsleitung bewilligte acht Gesprächsnachmittage unter meiner Leitung. Es nahmen drei Männer und fünf Frauen teil. Bis auf zwei Frauen, die öfter miteinander Karten spielten, kannten sich die anderen Teilnehmer zwar „vom Sehen“, hatten aber bisher keinen näheren Kontakt miteinander. Ziel der Gesprächsgruppe war, eine gute Kohäsion zu fördern, so dass die Bewohner miteinander näher in Kontakt kommen, ihre Freuden und Sorgen teilen, so dass aus dem flüchtigen Kontakt eine Begegnung wird, die dann vielleicht in Beziehung münden kann. Auf Anraten des Heimleiters lud ich die Interessenten nicht zum „Gespräch“ ein, weil er aufgrund seiner Erfahrungen Widerstände von Seiten der Senioren erwartete nach dem Motto: „Wat soll ich denn da? Ich hab doch sowieso nichts zu sagen!“ So sprach ich im Hinblick auf das erste Treffen eine Einladung zum „nostalgischem Kaffeetrinken“ aus, der 12 Bewohner folgten. Der Tisch, auf dem eine handgearbeitete Decke lag, war mit Sammeltassen gedeckt. Es gab „kalten Hund“ und „Stuten mit Marmelade“. Diese erlebnisaktivierenden Elemente führten ganz schnell ins Gespräch, ließen sie doch Atmosphären wach werden wie das war, damals mit den Sammeltassen und der Aussteuer, dass es Stuten nur Sonntags gab und sonst Kartoffelbrot. Die TeilnehmerInnen schwelgten so lebhaft in Kartoffelbroterinnerungen, das ich meinte frisch gebackenes Kartoffelbrot zu riechen. Alle teilten die Ansicht, wie schade es ist, dass heute in den Familien nicht mehr gebacken werde. Die bestickte Decke wurde kritisch begutachtet und ein Teilnehmer erzählte, dass sein Fachgebiet die Hardanger Stickerei sei und versprach beim nächsten Treffen Arbeitsproben mitzubringen. Acht Heimbewohner entschlossen sich dann verbindlich an der Gruppe teilzunehmen und wurden von mir gebeten, wenn möglich die sieben folgenden Termine auch alle wahrzunehmen. Bedingt durch die schwankende Befind-

lichkeit waren nicht immer alle Gruppenmitglieder anwesend, im Durchschnitt kamen sechs Teilnehmer. An den Anfang stellte ich jeweils ein Gedicht, passend zur Jahreszeit. Auf dieses Gedicht wurde zumeist mit dem (natürlich auswendigen) Vortrag eines thematisch passenden Gedichtes aus dem mich verblüffenden überaus reichen Fundus der Teilnehmer geantwortet. An zwei Nachmittagen entstanden aus der Resonanz auf das Eingangsgedicht eigene Gedichte. „Im Vorlesen und Durchsprechen solcher Texte, dem Erfahren und Erspüren der inneren Resonanz auf die Ausdrucksformen persönlicher Kreativität sowie im Teilen dieser Resonanz wird der geteilte Lebensraum ‚belebter Raum‘ als Lebensraum, entsteht gemeinsame Welt als Lebenswelt.“¹⁰³ Eine Teilnehmerin konnte derart hinreißend Gedichte rezitieren, dass sie mit äußerst lebhaftem Applaus überschüttet wurde, der sie heftig erröteten ließ. Eine andere Bewohnerin zeigte der staunenden Gruppe ihre Aquarelle. Auch die Hardangerstickerei des alten Herren beeindruckten die anderen Gruppenteilnehmer, besonders die Frauen, sehr. Und immer wieder wurde Erstaunen ausgedrückt: „Das Sie das können, das wussten wir ja gar nicht!“ Zunächst wurde „Vorzeigbares“ gezeigt, wie die eigenen Handarbeiten oder Bilder. Durch den Austausch über geteilte Lebenswelten entstand eine vertrauensvolle Atmosphäre, die bewirkte, dass ein Teilnehmer berichten konnte, wie ihn sein verwirrter Zimmergenosse anstrengt, der nachts immer so schreie. Die Gruppe zeigte sich sehr emphatisch, nahm Anteil an seinem Kummer, zeigte „sharing“. Es wurde deutlich, dass auch andere Teilnehmer der Gesprächsgruppe unter dem Zusammenleben mit dementen Heimbewohnern leiden. Die Gruppenteilnehmer konnten sich gut in sein Befinden einfühlen. Er wurde gelobt für seine Geduld und die Unterstützung und Hilfe, die er dem Mitbewohner gibt und wurde auf diese Weise getröstet. Nach drei, vier Gruppenstunden, wurde deutlich, dass die Gruppenteilnehmer auch zwischendurch miteinander sprachen (über den oberflächlichen Gruß hinweg) und mitteilen konnten, warum heute Frau X oder Herr Y nicht anwesend war. Die anfangs geäußerte Abwehr bloß nicht über „das Schlimme von früher“ zu sprechen, lockerte sich, indem Kriegs- und Fluchterfahrungen benannt und von der Gruppe aufgegriffen wurden, wie der große Kummer von Frau M., die heute noch ein schlechtes Gewissen hat, weil sie, während des Krieges, für ihr Baby Milch bei einem Bauern stahl, den sie vorher in der Wohnstube aufgesucht und vergeblich gebeten hatte einen von ihr erstellten Scherenschnitt gegen Milch für das Baby zu tauschen. Die Bauersfamilie, deren Küchentisch sich unter „Speck und Eiern bog“ habe sie barsch abgewiesen und aus dem Haus geworfen. Sie habe sich dann an den abseits vom Haus an der Straße auf den Milchwagen wartenden Kannen bedient. Man spürt ihr deutlich ihre Wut angesichts der Erinnerung an diese sie demütigende Situation. So viele Jahre später ist das Gefühl plötzlich ganz präsent, ist es doch abgespeichert in den Leibarchiven. Gleichzeitig hat sie ein schlechtes Gewissen und empfindet Scham von diesem Ereignis zu erzählen. Hier wird auch deutlich, was „Polylog“ bedeutet. In ihr sprechen verschiedene Stimmen oder, wie Leitner es ausdrückt: „Aus den Polylogen ‚murmeln die Stimmen der Zeit‘ in Form realer oder erinnelter Gespräche mit den Eltern, Großeltern, Freunden usw.“¹⁰⁴ Es entspannt sich in der Gruppe eine lebhaft Dis-

¹⁰³ Petzold Integrative Therapie, Band 2, S. 678

¹⁰⁴ Leitner, Handbuch der Integrativen Therapie S. 87

kussion über Werte, die schließlich dazu führte, dass die Mehrheit der Gruppe Frau M. „die Absolution erteilte“ und sich in der Meinung einig war, dass der „Böse“ in dieser Episode der hart-herzige Bauer und nicht Frau M. gewesen sei. In der darauffolgenden Woche brachte Frau M. Glühwein mit und lud die Gruppe im Anschluss an die Gruppenstunde zum Umtrunk anlässlich ihres 90. Geburtstages ein. Zum großen Bedauern der TeilnehmerInnen wurde die Gruppe aus Kostengründen nicht weitergeführt, für durchschnittlich nur sechs Teilnehmer lohne der Aufwand nicht. „Aber die angefangenen Gespräche entstandenen Gesprächs- oder gar Erzählgemeinschaften brauchen Kontinuität, Zeit, Menschenzeit, sonst kann der Aufbau eines **narrativen Klimas** einer **Erzählkultur** nicht gelingen. (...) Wo Zeit zum Gespräch über Lebensgeschichte über gelebtes Leben fehlt (weil die hehren Ziele in der Präambel des bundesdeutschen Pflegegesetzes im Katalog abrechenbarer Leistungen nicht mehr auftauchen), dokumentiert dies eine grundsätzliche Vernachlässigung der Bedeutung persönlichen Gesprächs, der Kommunikation über gelebtes Leben, oft genug eine Mißachtung, Verachtung dieser existentiellen Dimension menschlicher Existenz. Man kann dies alles ‚links liegen lassen‘, vergessen – unnötige Kosten, so scheinen die Entscheider hinter den kostenminimierenden Verwaltungsdirektiven, bei den kostendämpfenden Parlamentsbeschlüssen, den gewinnmaximierenden New Economy-Strategien zu meinen. Achtlos Übergangenes, Vergessenes ist aber gleichsam schon weggeworfen.“¹⁰⁵

Ich habe die Gruppenteilnehmer ein halbes Jahr später nochmals besucht und festgestellt, dass sie untereinander noch immer in engerem Kontakt waren, und die aufgebaute Beziehung weiter pflegen, nicht als Kompletgruppe, aber doch so, dass sie mehr als nur „guten Tag“ miteinander sprachen, sich sorgten, wenn einer der Gruppenteilnehmer nicht zum Essen kam, nach ihm schauten oder sich zum Plaudern zusammensetzten. Ich hatte den Eindruck, dass ihnen nicht nur gut tat Fürsorge zu erfahren, sondern auch sich um die anderen zu kümmern. Diese Beobachtung entspricht der aktuellen Psychotherapieforschung, die erkannt hat: „Helfen ist heilsam. (...) Qualitäten des Zwischenmenschlichen wie Trost, Mitgefühl, helfendes Engagement werden in ihrer Bedeutung für das menschliche Wohlbefinden erkannt.“¹⁰⁶

4.13 Die kokreative Fortentwicklung des Ausstellungsprojektes

Die Ausstellung „Leben in wachsenden Ringen“ wird weiterhin gezeigt. Je mehr ich mich mit den Konzepten der Integrativen Therapie auseinandersetzte, desto deutlicher wurde mir, dass man Biographiearbeit nicht einfach in Form eines Projektes durchführen sollte, sondern sorgsam abgewogen sein muss im Hinblick auf die Menschen, denen das Angebot gemacht wird. Sich mit der eigenen Biographie zu befassen und andere daran teilhaben zu lassen, muss immer freiwillig erfolgen und zwar in der Form, dass Interessenten sich zum Projekt anmelden müssen und nicht ungefragt zum Projekt gebracht werden, wo sie dann „nein“ sagen müssten, wenn sie nicht mitmachen wollen, sich das aber eventuell nicht wagen. Die Menschen, die mit

¹⁰⁵ Petzold, Lebensgeschichte verstehen, in Integrative Therapie 3-4/2002 S. 160

¹⁰⁶ Petzold, Sieper Das Beispiel Henry Dunant: melioristisches Friedensstreben, in: Integrative Therapie 4/2010 S. 389

Biographien arbeiten müssen bereit sein andere an ihrer eigenen Biographie teilhaben zu lassen und müssen eine empathische, wertschätzende Haltung einnehmen. Aus diesem Grund führe ich, sofern ich die Ausstellung nicht komplett begleite, mehrstündige, ausführliche Mitarbeiterschulungen durch, z.B. in Ahlen, wo eine Kirchengemeinde die Initiative ergriff und in Kooperation mit einer Senioreneinrichtung das Projekt durchführte. Die Kirchengemeinde bot (nachdem die Mitarbeiter eine halbtägige Schulung durchlaufen hatten) einen ganzen Projekttag zum Thema Biographie für Senioren der Stadt (nicht nur der Bewohner der Einrichtung in der die Ausstellung gezeigt wurde) an. Der engagierte Einsatz des Pastoralreferenten und der ehrenamtlichen MitarbeiterInnen der Kirchengemeinde führte dazu, dass das Projekt im Sinne einer gelungenen Kokreaivität weiterentwickelt wurde. Es wurden die Lebensringe mit Hilfe bunter Stoffbahnen gelegt (Bildanhang 36), das sich entfaltende, wachsende Leben wurde getanzt (Bildanhang 37), in Kooperation mit dem Literaturkreis der Stadt wurde die Thematik lyrisch angegangen, angeregt durch die Betrachtung des Werkes „meine unendliche Geschichte“ wurde eigene Biographie gewebt und gemalt (Bildanhang 38-40), der Kunsttherapeut der Einrichtung führte Interviews mit Bewohnern durch, die er dokumentierte und in die Ausstellung integrierte. Es ist faszinierend zu sehen, wie die Zusammenarbeit unterschiedlicher Menschen aus ganz verschiedenen Lebenskontexten kokreativ Neues entstehen lässt, wie das Ausstellungsprojekt fortgeführt und modifiziert wird. Auch in Ahlen gab es wieder ein gemeinsames Frühstück von Senioren und Grundschulkindern. (Bildanhang 42 und 43) Interessant war, dass nicht nur die Senioren, sondern auch die Kinder das gemeinsame Erzählen sehr genossen, wie die Rückmeldung der Kinder dokumentiert: „Ich fand den Tag sehr schön. In der Runde hat jeder etwas erzählt.“ „Wir haben auch viel über die Schule von früher erfahren. Zum Beispiel, dass sie kleine Becher mitnehmen mussten und dann Suppe bekamen. Man kann gut mit den älteren Leuten reden, weil sie offen und ehrlich sind.“ „Ich habe viele neue Sachen herausgefunden. Wir haben sogar ein Spiel gezeigt, was wir oft spielen.“ „Ich fand den Tag sehr toll. Es war auch sehr lustig zu erfahren, was die Kinder früher in der Pause gespielt haben.“ „Ich fand die Zeit einfach schön. Besonders viel Spaß hat das Reden gemacht.“

In Ahlen wird das Generationenprojekt in den nächsten Monaten weitergeführt, indem in Zusammenarbeit mit den Senioren der Kirchengemeinde ein „Erzählraum Bibel“ geschaffen werden soll, in dem Senioren ihre Erzählkompetenz einbringen können und ein polylogischer Austausch über biblische Geschichten (und eigene Erfahrungen mit Gott, mit all den auftauchenden Fragen, Zweifeln, Hoffnungen) geführt werden kann mit dem Ziel, aus diesem diskursiven Austausch, der in einem konvivialem Klima stattfinden soll, Sinn zu schöpfen. Ein solcher kokreativer Ko-respondenzprozess eröffnet neue Blickrichtungen, erfährt „einen kreativen Zugewinn durch transversale Überschreitungen: in einem Diskursereignis, etwa (ich würde sagen in einer Ko-respondenz (1991e) oder auch in einem Polylog (...) denn ein Satz ist mehr und anders als die Summe seiner Zeichen oder Lexeme und der Diskurs, das polylogische Gespräch ist anders als die Summe seiner Sätze.“¹⁰⁷

¹⁰⁷ Petzold, Lebensgeschichte verstehen, in Integrative Therapie 3-4/2002, S. 150

4. Reflektionen und Konsequenzen

Durch die intensive Auseinandersetzung mit den Grundlagen und Positionen der Integrativen Therapie, vor allem dem ihr zugrundeliegenden Menschenbild und die damit verbundenen Ansprüche an therapeutische Arbeit, habe ich erkannt, dass ernsthafte Biographiearbeit, wenn sie intersubjektiv und unter der Berücksichtigung der Würde des Einzelnen durchgeführt werden soll, nicht im Rahmen eines Projektes erfolgen kann, da in einem solchen Kontext nicht gewährleistet werden kann, dass die Beschäftigung mit der eigenen Biographie wirklich aus freien Stücken erfolgt. „Wird Biographiearbeit aber in Projekten durchgeführt – und sie wird ja in der Regel nicht angefragt, sondern angeboten, heißt implementiert –, so sollte es sich wirklich um ein Angebot handeln, das erklärt und vermittelt angenommen werden muss oder abgelehnt werden kann. Die Arbeit erfordert den informed consent als ethische Kategorie, die bei dieser existenziellen Realität der narrativen Enthüllung eines ganzen Lebens unverzichtbar ist. Ohne intentionale Anfrage und frei entschiedene Annahme ist Biographiearbeit illegitim, geht es doch um die ‚Privatsphäre‘ eines Menschen und die soll und muss privatus, d.h. abge sondert und geschützt vor dem Zugriff des Öffentlichen (publicus) sein, muss vor den neugierigen Blicken jedweden Publikums bewahrt werden.“¹⁰⁸. Deshalb schließe ich heute die detaillierte Gestaltung des Lebenskreises nicht mehr unmittelbar an den rezeptiven Part an. Die Arbeit mit Biographien braucht einen geschützten Raum. Deshalb wähle ich heute ein anderes Setting als den weiteren Ausstellungskontext wenn eine Auseinandersetzung mit der eigenen Lebensgeschichte erfolgen soll, die über eine abstrakte Gestaltung des Lebenskreises hinaus geht. Wenn Menschen sich wünschen sich intensiver mit ihrer Lebensgeschichte auseinanderzusetzen, arbeite ich heute entweder im Zweiersetting oder einer Kleingruppe, in der zuvor eine gute Gruppenkohäsion geschaffen wurde. Eine weitere Voraussetzung für gelingende Biographiearbeit ist, dass sie in Form narrativer Praxis erfolgen sollte. Für die Therapeuten heißt das, dass sie ihre Lebensgeschichte nicht „unter Verschluss“ halten dürfen, sondern die Patienten teilhaben lassen sollen, denn: „Es geht nämlich mit der Biographie um den Kernbereich jedes **Subjekts** und mit der Biographiearbeit um das **intersubjektive** Teilen der Geschichte von konkreten Personen, um alles, was ihr Leben, ihre Identität, ihr Glück, ihr Leiden oder ihre Verzweiflung ausmacht.“¹⁰⁹ „Teilen setzt aber voraus, dass man sich wechselseitig zeigt. Biographiearbeit, die nur die Biographie des Anderen, der Patienten offenlegt, und in der der Therapeut, der Begleiter sein Lebensbuch, seine Biographie prinzipiell verschlossen hält, nicht bereit ist, dieses Buch aufzuschlagen und bedeutsame Inhalte zu teilen, wird fragwürdig. Die Würde des Anderen, die existenzielle Realität seines einzigartigen Schicksals verlangt eine solche Bereitschaft.“¹¹⁰ Überhaupt stellt die Arbeit mit Biographien im integrativen Ansatz hohe Anforderungen an die Therapeuten: „**Biographiearbeit ist keine Technik** –, denn in seiner Biographie tritt uns ein Mensch als Subjekt mit der ganzen Wahrheit seiner ‚Andersheit‘ entgegen, als eine existenzielle Realität und die kann für uns eine ‚Heimsuchung‘ werden, wie Levinas (1983) sagte. Er sucht

¹⁰⁸ Ibid. S. 156

¹⁰⁹ Petzold, Lebensgeschichte verstehen, in Integrative Therapie 3-4/2002, S. 154

¹¹⁰ ibid. S. 158

uns im Kern unserer Privatheit auf, in unserem Heim, bei unserem Selbst, weil es Betroffenheit auslöst, wenn sich der Andere mit allem, was er ist, in seiner ganzen ‚Hominität‘ zeigt und wir uns diesem Zeigen ganz und ernsthaft geöffnet haben.“¹¹¹ Es genügt nicht das „Einmalereignis Biographieprojekt“ durchzuführen und zu glauben damit dauerhaft finanzierte, strukturierte Zeit ersetzen zu können.¹¹² Das oben beschriebene Biographieprojekt kann als guter Einstieg fungieren, Begegnungen untereinander und zur „jüngeren Generation“ und vor allem mit sich selber anzuregen und exemplarisch zu erleben. Findet dieses Erleben in einem guten konvivialen Miteinander statt, werden sie zu weiteren Begegnungen mit der eigenen Biographie alleine oder im Gruppenkontext anregen, „Lust auf mehr“ machen. Die im Projekt gemachten Erfahrungen müssen aber weitergeführt und in die Zukunft getragen werden. Alle weiterführenden Angebote müssen darauf ausgerichtet sein, vor allem die Menschen, die im Heim untergebracht sind, miteinander ins Gespräch zu bringen, beziehungsweise im Gespräch zu halten, indem Erzählgemeinschaften gepflegt werden. Es muss darum gehen neue „social worlds“ aufzubauen, beziehungsweise im Projekt entstandene „social Worlds“ zu erhalten und zu stärken. Das „zufällig“ entstandene soziale Netzwerk der Heimbewohner muss in den Blick genommen und unter ökologischer Sicht positiv beeinflusst werden. Menschen kommen immer später in Senioreneinrichtungen, meist sind sie schon sehr gebrechlich und vielfach dement, wenn sie ins Heim gehen. Meiner Beobachtung nach wird zu wenig Augenmerk auf die wenigen geistig rüstigen Bewohner gelegt, die den Umgang mit den dementen Mitbewohnern vielfach als schwer und belastend erleben: „Der kennt mich einfach nicht mehr!“ „Frau X schreit die ganze Zeit, das macht mich ganz krank!“ Die geistig klaren Bewohner erhalten keine Resonanz von dementen Mitbewohnern, oder „unangemessene“ irrationale Resonanzen, was sie zutiefst verunsichert, manchmal auch ängstigt oder verärgert. Hier bedarf es einer psychoedukativen Intervention (eine verständliche Aufklärung über Demenz), die verständlich macht, warum sich Demente so verhalten und das dieses Verhalten nicht als Angriff auf die Person des nicht dementen Bewohners zu werten ist. Es ist von elementarer Wichtigkeit, die oft nur wenigen geistig klaren Bewohner einzuladen miteinander in den Austausch zu gehen, Beziehungen aufzubauen und ihnen dabei helfend zur Seite zu stehen. Nur zwei der Bewohner meiner therapeutischen Gesprächsgruppe hatten vor Beginn der Gesprächsgruppe bereits näheren Kontakt, obwohl alle schon seit Monaten, teilweise auch Jahren den gleichen (überschaubaren) Speisesaal teilten. Acht therapeutisch begleitete Erzählgruppen-Sitzungen reichten aus, um eine kleine Gruppe nicht dementer Senioren im Haus Bethel in Wiehl miteinander ins Gespräch zu bringen und ihnen die Scheu zu nehmen aufeinander zuzugehen. Sie sind nun vertrauter miteinander und profitieren von den Begegnungen, denen sie vorher, aus Angst vor dem „Fremden“ aus dem Weg gingen. Dennoch wäre es wünschenswert, wenn die Teilnehmer der Gruppe nicht sich selbst überlassen blieben und in bestimmten Abständen Anregungen von außen bekämen und als gesamte Gruppe zusammen kommen. Oft ist aber noch nicht einmal Geld da für acht Sitzungen. Das ist ein Armutszeugnis unserer Gesellschaft: Die heutigen Heimbewohner sind in der Regel 80 Jahre und älter. Es sind die Menschen, die unser Land nach dem Krieg unter großem Einsatz wieder auf-

¹¹¹ ibid. S. 156

¹¹² ibid. S. 160

gebaut haben, die dafür sorgten, dass wir jüngeren in Frieden und Wohlstand aufwachsen konnten. Schon dafür gebührt ihnen unser Interesse, unsere Dankbarkeit und die Würdigung ihrer Lebensleistung. Das sollte uns auch finanzielle Opfer oder einen Teil unserer Freizeit (zwecks ehrenamtlichen Engagements) wert sein!

Es geht aber nicht nur um Geld, sondern vor allem auch um unsere Haltung alten Menschen gegenüber. Es geht um Wertschätzung und Würde und aus diesem Grund halte ich nicht viel von der Praxis, dass Kinder und Erwachsene ins Heim kommen um die Senioren zu „bespaßen“, indem die jungen Menschen die Akteure sind und die alten passive Rezipienten. Vielmehr sind Möglichkeiten zu finden, in denen Senioren aus dem Heim ihre Kompetenzen einbringen und weitergeben können, wie z.B. ihre Erzählkompetenz. Ich denke da an die leuchtenden Augen des 90 jährigen Gitarrenlehrers, der bei der Vernissage spielte, an die 89-jährige, die im Gesprächskreis mit auswendig vorgetragenen Eichdorffgedichten brillierte, und die beiden Damen, die ihr Berufsleben in einer Weberei verbrachten und in der Mitmachausstellung zeigen konnten, wie man webt. Auch wenn wir Handarbeiten heute durch die billiger gefertigten industriellen Waren nicht mehr brauchen, sollten wir Interesse bekunden an dem kunstvollen Handwerk, das viele alte Frauen (noch) beherrschen. Wie müssen Räume schaffen, in denen Hochbetagte ihre Kompetenzen einbringen können und dafür Wertschätzung erfahren. Hier stehe ich selber in der Schuld „meiner“ Gesprächsgruppe, der ich versprach ihre Kompetenzen in einem „Garten der Erinnerungen“ einbringen und präsentieren zu können.

Es sollten mehr Möglichkeiten geschaffen werden, Geschichte „beseelt“ zu erleben, wie es z.B. in den Friedenscamps der Kriegsgräberfürsorge für Jugendliche durch Gespräche mit Zeitzeugen geschieht. So etwas könnte beständig geschehen, z.B. in Kooperation mit dem Ganztagsangebot der Schulen. Es sollte ermöglicht werden, etwas von der Erzählkompetenz, die alte Menschen noch haben (und die im Zeitalter der elektronischen Medien mehr und mehr verloren geht) mitzunehmen uns anzueignen. Immer mehr Kinder kommen mit erheblichen Sprachproblemen in die Schule, bei weitem nicht nur Kinder mit Migrationshintergrund, sondern deutsche Kinder, mit denen viel zu wenig gesprochen wird, die nicht auf dem warmen Schoß der Oma deren Version von „Schneewittchen“ folgen, sondern „Schneewittchen“, wenn überhaupt noch nur aus dem Fernsehen kennen. Kinder, deren Sprache verstümmelt ist, wie die Comics, die sie schon morgens um 6 im Fernsehen konsumieren können. Es ist ein Unterschied eine Märchen-CD zu hören oder das Märchen von einem Menschen erzählt zu bekommen, denn nur von Mensch zu Mensch wird die Gesichte auch emotional vermittelt.. Immer mehr Jugendliche leben ihr soziales Leben überwiegend virtuell, über facebook, twitter, studivz oder schülervz. Dort proklamiert man seine Befindlichkeit und bekommt den ein oder anderen Kommentar, meist in Form einer sprachlich verkürzten, beschnittenen Email oder SMS. Es ist etwas anderes unter die Verkündigung des gut bestandenen Abiturs in facebook „na also, Alter!“ zu schreiben oder dem Kumpel „real“ auf die Schulter zu klopfen und zu beglückwünschen. Emotionen werden heute vielfach nicht mehr geteilt, miterlebt, selber gespürt, sondern von außen z.B. in zahlreichen „reality-soaps“ sozusagen „scond hand“ erworben, voyeuristisch „begafft“. Insofern ist jede Investition in Begegnungen und Gespräche zwischen Menschen, zwischen den Jungen und den Alten lohend für die gesamte Gesellschaft. „Wir brauchen eine offensive, narrative Kultur, die

von der Not der Menschen in der Welt erzählt und von all dem Elend, den Anstrengungen, den Hoffnungen und Schönheiten (...)“¹¹³

Erzählkultur muss erhalten bleiben und gefördert werden. Und diese Botschaft muss in die Sozialausschüsse der Kommunen getragen werden, dorthin, wo entschieden wird, wie und an wen die wenigen Gelder, die noch vorhanden sind, verteilt werden.

Es ist erfreulich, dass sich Ehrenamtler in Demenzcafés einbringen, in den Besuchsdienst Bettlägriger und in die Sterbebegleitung einsamer Heimbewohner. Doch auch die rüstigen Bewohner brauchen Hilfen miteinander in Kontakt zu treten um ins Gespräch zu kommen und auch Kulturangebote des Ortes zu nutzen. Es reicht nicht, wenn es einen Heimbus gibt, der die Bewohner ins Dorf fährt. Man muss sie informieren über kulturelle Aktivitäten und motivieren, sie gemeinsam zu besuchen, um sich hinterher darüber auszutauschen. Im gemeinsamen Erleben wird Lebenswelt geteilt, wächst gemeinsam erlebte Geschichte entstehen Gemeinsamkeiten und im Austausch darüber entsteht und wächst auch die Gemeinschaft und formiert sich letztendlich Sinn. Es werden öffentliche Räume benötigt, die für Kinder, Jugendliche Erwachsene und Senioren gleichermaßen attraktiv sind und Möglichkeiten zum Austausch zwischen den Generationen bieten. Zur Sicherung der Qualität ist es unabdingbar, Mitarbeiter, die mit alten und jungen Menschen und deren Biographien arbeiten, fachlich sorgfältig zu schulen. Dabei geht es vor allem auch darum, dass Sie ihre Haltung alten Menschen gegenüber ehrlich reflektieren und ihre Einschätzung gegebenenfalls revidieren. Nehmen Sie die alten Menschen in ihrer Würde wirklich wahr? In welcher Sprache sprechen sie mit Ihnen? Ist da ein gönnerhaft herablassender Unterton zu hören? Ist eine Tendenz da Menschen zu Aktivitäten zu drängen? Ist die Bereitschaft da sich mit seiner eigenen Biographie auseinanderzusetzen und andere auch ein Stückweit daran teilhaben zu lassen? Wenn Menschen andere an den Freuden und Enttäuschungen ihres Lebens teilhaben lassen, muss sichergestellt sein, dass mit ihren Biographiedetails respektvoll umgegangen wird, es muss eine wohlwollende Atmosphäre geschaffen werden, nicht um Biographie zu beschönigen, sondern um sie anzunehmen, wie sie nun einmal geworden ist. Es ist nicht nur der Sozialkontakt an sich wichtig, sondern auch die Atmosphäre in der der soziale Austausch stattfindet, sprich der Kontext in dem die Kontakt, Gespräche und Begegnungen stattfinden.

5. Rückschau und Ausblick

Beim Schreiben dieser Arbeit ist mir noch einmal deutlich geworden, wie wichtig es ist, integrative agogische Angebote für Menschen aller Altersstufen bereitzuhalten, um sie zu befähigen ihre Persönlichkeit zu entfalten, Souveränität zu entwickeln, sich selber zum Gefährten zu werden, und einzutreten „auf den Weg einer aktiv gelebten Lebenskunst – d.h. einer ‚Sorge um sich‘, von der Sokrates sprach (...) einer Sorge um den anderen, die uns Demokrit (...) anbefiehlt und einer geduldigen, freudigen und kreativen Gestaltung des eigenen Lebens, wie es von

¹¹³ Integrative Therapie 3-4/2002, Petzold, Lebensgeschichten verstehen, S. 148

Demokrit, Epiketet, Seneca, Marc Aurel und anderen großen Geistern beschrieben und vorgelebt wurde: Lebenskunst (...)¹¹⁴ Dabei kann die Beschäftigung mit Kunst eine wertvolle Hilfe sein, sowohl im Sinne einer Bestärkung als auch im Hinblick auf konfrontierende Anstöße: „Die Konfrontation mit Kunst kann in einem Prozeß der Selbstfindung die eigene Identität und damit die eigenen Kräfte stärken und mobilisieren; Kunstwerke können Vehikel sein, um eine heilsame Auseinandersetzung auszulösen. Kunstwerke sind keine bunten Pillen der Ästhetik, sie sind manchmal bittere Medizin.“¹¹⁵ Medizin, die hilft „kokreative Potentiale“ in Menschen lebendig werden zu lassen und „sich selbst mit dem Anderen in einer Weise zu erfassen und zu verstehen, zu finden und zu Eigen zu werden, dass er für sich und die Menschen, denen er begegnet, ein Geschenk ist. *„Und das Selbstverstehen, das sich in diesem Selbstbesitz bildet (...) ist die Erfahrung einer Freude, die man an sich selber hat. Wer es vermocht hat, endlich Zugang zu sich selbst zu finden, ist für sich ein Gegenstand der Freude.“* (Foucault)¹¹⁶ Wer sich in Korrespondenz mit anderen kreativ mit seiner eigenen Biographie auseinandersetzt und an sich selber als Künstler und Kunstwerk (Foucault) arbeitet, wird sich selber immer mehr zum Gefährten werden und irgendwann mit dem bayerischen Original Karl Valentin aussprechen können: „Heute mache ich mir eine Freude, ich besuche mich selbst!“¹¹⁷

6. Zusammenfassung: „Leben in wachsenden Ringen!“ – eine „Mitmach-Ausstellung“ Integrative, generationsübergreifende Biographiearbeit mit kreativen Medien – ein Beispiel Integrativer Agogik

Im Zentrum dieser Arbeit steht die Dokumentation eines integrativ gestalteten Ausstellungsprojektes zum Thema „Biographie“, das ich mit Senioren und Kindern durchführte. Anhand dieses Beispiels integrativer Kulturarbeit erläutere ich rezeptive und aktive kunsttherapeutische Zugänge, und zeige die heilsame Wirkung von Kunst auf. Außerdem beschreibe ich den hohen Stellenwert der narrativen Praxis und der Kokreativität in den Prozessen des Integrativen Ansatzes: Sowohl für die Kinder als auch die Senioren war das wechselseitige, emotional beteiligte Erzählen und Zuhören sehr wichtig. Schließlich wende ich mich dem Konzept der integrativen, therapeutischen Arbeit mit alten Menschen zu.

Schlüsselwörter: Die Heilkraft der Kunst, generationsübergreifende Biographiearbeit, integrative Therapie für Senioren, narrative Praxis, rezeptive Kunsttherapie

¹¹⁴ Polyloge 7/2001 Das Selbst als Künstler und Kunstwerk S. 21

¹¹⁵ Evelyn Weiss in Der andere Blick, S. 25

¹¹⁶ Polyloge 7/2001 Das Selbst als Künstler und Kunstwerk S. 21

¹¹⁷ Zitiert in einer Broschüre der bayerischen Tourismusseelsorge 2011

Summary: “Life in Growing Rings” – an Exposition to join in. Integrative, Intergenerational Biography Work with Creative Media – an Example of Integrative Agogics

The focus of this thesis is the documentation of an integrative exposition project about the subject “Biography Work” with elderly people and children. I will show the positive effects of receptive and active art therapeutic approaches and the curativeness of arts. I would like to point out the meaning of the narrative praxis and co-creativity in the process of the intergenerational work. Finally I will explain the concept of integrative therapeutic work with elderly people.

Key words: The Curativeness of Arts, Intergenerational Biography Work, Integrative Therapy for Elderly People, Narrative Practice, Receptive Art Therapy

7. Literaturverzeichnis

Hilarion G. Petzold, Integrative Therapie, Schriften zur Theorie, Methodik und Praxis, Paderborn, zweite Auflage 2003 Band 1 Klinische Philosophie: Transversale Diskurse

Hilarion G. Petzold, Integrative Therapie, Schriften zur Theorie, Methodik und Praxis, Paderborn, zweite Auflage 2003 Band 2 Klinische Theorie: Das biopsychosoziale Modell

Hilarion G. Petzold, Integrative Therapie, Schriften zur Theorie, Methodik und Praxis, Paderborn, zweite Auflage 2003 Band 3 Klinische Praxeologie: Lifespan Developmental Therapy

Ilijine, Petzold, Sieper, Kokreation – Die leibliche Dimension des Schöpferischen in: Die neuen Kreativitätstherapien Bielefeld und Locarno, 1990

Hilarion Petzold, Das Selbst als Künstler und Kunstwerk – rezeptive Kunsttherapie und die heilende Kraft „ästhetischer Erfahrung“, in: Polyloge 7/2001, Amsterdam, Düsseldorf, Krems, Paris, 1999q

Petzold, Orth, Die neuen Kreativitätstheorien, Bielefeld 1990, unveränderte. Neuauflage 2007, S. 25

Petzold, Integrative Therapie kompakt 2011 in Polyloge 1/2011

Hilarion Petzold, Lebensgeschichten verstehen, Selbstverstehen, Andere verstehen lernen, in: Integrative Therapie, 28.Jg. 3-4/2002

Petzold, Sieper Das Beispiel Henry Dunant: melioristisches Friedensstreben, Menschenliebe Altruismus in: Integrative Therapie 4/2010

Hilarion Petzold, Identitätsvernichtung, Identitätsarbeit ‚Kulturarbeit‘ in: Integrative Therapie 4/1996

Anton Leitner, Handbuch der Integrativen Therapie, Wien, 2010

Walter Smerling und Evelyn Weiss, (Hg.) „Der andere Blick“ Heilwirkung der Kunst heute, Köln, 1986,

Ingrid Riedel, Formen, Zürich, 1988

C. G. Jung, Der Mensch und seine Symbole, Zürich, 1980

Marc Chagall, Engel über den Dächern (Lyrik und Zeichnungen), Bremen 1994

Grieshaber HAP & Franz Führmann, Engel der Behinderten, Düsseldorf, 1982

Sandberg, Fürst, HAP Grieshaber, Der betroffene Zeitgenosse, Stuttgart, 1978

8. Textanhang

8.1 Anleitungen der Gestaltung der Lebenskreise

Anleitung der Gestaltung der Lebenskreise für Senioren

Kindheit

Welche **Farben** verbinde ich mit meiner Kindheit (habe ich sie als schön, als heil in Erinnerung wähle ich vielleicht meine Lieblingsfarbe oder eine helle, sonnige Farbe.) Bedrücken mich schwere Erfahrungen, vielleicht Erlebnisse im Krieg, wähle ich andere Farben.

Welche markanten **Erlebnisse** sind haften geblieben?

Welche Werte, und Normen haben meine Kindheit bestimmt (gab es ein Familienmotto?)

Meine schönste Erinnerung.

Erlebnisse, an die ich nicht gerne denke. (trauriges)

Schule, Freunde, Spiele damals, Lieblingslieder, Abzählreime.

Welche Person hat mich als Kind besonders geprägt, warum?

Jugend

In welchen Farben schillert meine Jugend?

Welche Träume hatte ich für mein Leben?

Schule, Konfirmation, Tanzkurs . . . Habe ich Hobbys gefunden?

Wie war der Kontakt zu meinen Eltern damals ...

Was war mein aufregendstes Erlebnis?

Erstes Verliebt sein ...

Wer hat mich in meiner Entwicklung gefördert, wer behindert?

Erwachsenenalter

War mein Erwachsenenleben eher bunt oder grau?

Welche Pläne, die ich in der Jugend schmiedete, konnte ich verwirklichen?

Was bestimmte meinen Alltag? (Beruf, Familie, Kinder)

Was hat mit Kraft gegeben meine Aufgaben zu bewältigen?

Gab es Schicksalsschläge zu verarbeiten? Wenn ja: Wie habe ich sie bewältigt? Was oder wer hat mir dabei geholfen? Wie war die finanzielle Situation?

Alter

Wie geht es mir heute? Welche Farbe entspricht meinem heutigen Leben?

Wie sieht mein Alltag aus? Vermisse ich etwas? Wenn ja, was?

Bin ich zufrieden mit meinem Leben?

Wie sieht die Rückschau aus? Konnte ich die wesentlichen Pläne realisieren? Habe ich etwas vermisst? Würde ich heute etwas anders machen?

Körperliche Beschwerden? Wie kann ich mich davon ablenken? Was tut mir gut? Was kann ich noch? (spazieren gehen)

Was trägt mich im Alter? Welche sozialen Kontakte sind mir wichtig?

Vermisse ich in meinem Alter etwas, wenn ja was ist es?

Was möchte ich noch tun? Habe ich noch Pläne und Träume? Wer kann mir helfen sie zu realisieren?

Was will ich noch sehen, was unternehmen mit wem noch sprechen?

Hintergrund

Was trägt mich, was hält mich? Worauf gründe ich?

Was gibt mir Halt, Geborgenheit, Trost?

Gibt es tröstliche Verse, Gedichte, Sprüche? Melodien?

Anleitung der Gestaltung der Lebenskreise für „Menschen in der Lebensmitte“

Kindheit

Welche **Farben** verbinde ich mit meiner Kindheit (habe ich sie als schön, als heil in Erinnerung wähle ich vielleicht meine Lieblingsfarbe oder eine helle, sonnige Farbe.) Bedrücken mich schwere Erfahrungen?

Welche markanten **Erlebnisse** sind haften geblieben?

Welche Werte, und Normen haben meine Kindheit bestimmt (gab es ein Familienmotto?)

Meine schönste Erinnerung.

Erlebnisse, an die ich nicht gerne denke. (Trauriges)

Schule, Freunde, Spiele damals, Lieblingslieder, Abzählreime.

Welche Person hat mich als Kind besonders geprägt, warum?

Jugend

In welchen Farben schillert meine Jugend?

Welche Träume hatte ich für mein Leben?

Schule, Konfirmation, Tanzkurs . . . Habe ich Hobbys gefunden?

Wie war der Kontakt zu meinen Eltern damals?

Was war mein aufregendstes Erlebnis?

Erstes Verliebt sein ...

Wer hat mich in meiner Entwicklung gefördert, wer behindert?

Erwachsenenalter

Welche Farbe charakterisiert mein bisheriges Erwachsenenleben?

Welche Pläne, die ich in der Jugend schmiedete, konnte ich verwirklichen?

Wo sind Defizite? Welche Träume sind noch nicht realisiert, aber immer noch präsent?

Was bestimmt meinen Alltag? (Beruf, Familie, Kinder, Freizeitaktivitäten, soziale Kontakte?)

Ist die momentane Schwerpunktsetzung gut so? Ist sie auch tragfähig für die Zukunft?

Gab es Schicksalsschläge zu verarbeiten? Wenn ja: Wie habe ich sie bewältigt? Wer oder was hat mir dabei geholfen?

Bin ich zufrieden mit meinem Leben? Falls nicht: Was kann ich ändern?

Wo schöpfe ich Kraft meine Aufgaben zu bewältigen?

Alter

Welche Gedanken verbinde ich mit dem Alter?

Was befürchte ich? Was kann ich heute tun, damit die Befürchtungen nicht Wirklichkeit werden?

Hintergrund

Was trägt mich, was hält mich? Worauf gründe ich?

Was gibt mir Halt, Geborgenheit, Trost?

Welche Personen bauen mich auf und fördern mich?

Gibt es tröstliche Verse, Gedichte, Sprüche? Melodien?

Anleitung der Gestaltung der Lebenskreise für Kinder

(„Kinder träumen ihre Zukunft“)

Innenkreis, Kindheit

Male in den Innenkreis Eindrücke aus Deinem bisherigen Leben:

Wer und was waren wichtig?

Gabe es traurige Erlebnisse?

Was hat Dich froh gemacht?

Welche Hobbys hast Du?

Was spielst Du am liebsten oder hast Du als kleineres Kind gerne gespielt?

Welche Farbe entspricht Deinem Lebensgefühl?

Hintergrund

Male jetzt den Hintergrund in der Farbe, die für Dich Geborgenheit symbolisiert.

Wo und bei wem fühlst Du Dich geborgen?

Wer oder was tröstet Dich, wenn Du traurig bist?

Gibt es Sprüche oder Liedtexte, die dir gut tun, dich beruhigen?

1. Ring

Wie stellst Du Dir Deine nächste Zukunft vor?

Wie wird es sein, wenn Du zur weiterführenden Schule kommst?

Was wird in der Zeit als Teenie auf dich zukommen? Was erwartest Du?

Wovon träumst Du?

Was (welche Hobbys und Gewohnheiten) willst Du aus deiner Kindheit mitnehmen? Wie wird es sein, wenn Du länger wegbleiben darfst, den Mofaschein machst etc? Welches Ziel willst Du als Jugendlicher erreichen?

2. Ring

In diesen breiten Ring male hinein, was Du machen willst, wenn Du erwachsen bist! Welchen Beruf willst Du einmal ausüben?

Willst Du eine Familie gründen?

Was möchtest Du gerne erreichen?

Schreib ruhig alle Deine Träume und Erwartungen auf, auch die, die unrealistisch erscheinen.

Welche Ziele setzt Du Dir?

3. (äußerster Ring)

Wie stellst Du Dir das Alter vor?

Welche Fragen hast Du an alte Menschen?

8.2 Fragen, die den Kindern bei der Gestaltung des äußersten Lebensringes in den Sinn

kamen

Leonie L. Welche Erinnerungen haben Sie an Ihre Kindheit?

Marit: Weinen Sie manchmal, wenn Sie Kinder beim Toben sehen?

Jessica: Was wollen Sie in Ihrem Leben noch machen?

Ist das Leben im Alter wertvoller?

Christoph: Gucken Sie noch fern, wenn ja, was?

Wovor haben Sie Angst?

Lara: Wie fühlt man sich mit über 80?

Lukas P. Was machen Sie den ganzen Tag?

Pascal: Gefällt es Ihnen im Altenheim?

Cederic: Wie ist es alt zu sein?

Nathan Wie ist Ihr Tagesablauf?

Felix: Haben Sie ein Hobby?

Macht Sport Ihnen Spaß (auch im Fernsehen?)

Was macht Ihnen Spaß?

Kimi Was haben Sie im Krieg erlebt? Haben Sie auch schöne Sachen im Krieg erlebt?

Weitere Fragen: Gab es auch bei Ihnen als Kind Ausgrenzung? Wurden Sie mal ausgelacht?

Vorstellungen der Kinder vom Alter: Hoffentlich besucht mich im Alter meine Familie! Wenn ich alt bin, werde ich viel spazieren gehen! Wenn ich alt bin hab ich Falten, aber auch viele Erinnerungen, eine Rente. Wenn ich alt bin kann ich vieles nicht mehr. Wenn ich alt bin sterbe ich und habe Frieden.

8.3 Resonanz der Kinder in Ahlen im Hinblick auf das gemeinsame Frühstück mit den Senioren

„Ich fand die Zeit einfach schön. Besonders viel Spaß hat das Reden gemacht.“

„Ich fand den Tag sehr schön. In der Runde hat jeder etwas erzählt.“

„Ich fand es sehr schön mit den älteren Leuten, weil wir zuerst gefrühstückt haben und dann ein paar Ideen ausgetauscht haben. Alle waren sehr nett.“

„Es hat Spaß gemacht, sich mit den alten Damen auszutauschen. Sie haben sehr viel erzählen können. Die älteren Damen waren alle ganz nett. Ich habe spannende Erfahrungen gemacht.“

„Ich fand den Morgen mit den alten Leuten schön. Ich habe viele neue Sachen herausgefunden. Wir haben sogar ein Spiel gezeigt, was wir oft spielen.“

„Ich fand den Tag sehr toll. Es war auch sehr lustig zu erfahren, was die Kinder früher in der Pause gespielt haben.“

„Ich fand den Tag mit den älteren Leuten sehr schön und wir haben auch viel über die Schule von früher erfahren. Zum Beispiel, dass sie kleine Becher mitnehmen mussten und dann Suppe bekommen. Man kann gut mit den älteren Leuten reden, weil sie offen und ehrlich sind.“

„Mit den älteren Damen hat es Spaß gemacht. Ich wusste noch nicht, dass es keine Fernseher gab. Es war auch cool, dass wir ein Spiel zeigen durften.“

8.4 Resonanz der Senioren in Ahlen im Hinblick auf das gemeinsame Frühstück mit den Kindern

„Es war interessant, welche Einstellungen die Kinder haben von der heutigen Zeit und welche Einstellungen sie für die Zukunft haben.“

„Die Kinder zeigten eine Lebendigkeit, die viel Freude machte. Gravierend war natürlich das Wunschverhalten – bzw. der selbstverständliche Besitz vieler Spiele und Geschenke.“

„Die Kinder waren sehr offen, erzählten mit Freude. Ihre Lebens-Erlebnisse (dargestellt in ihren Lebensmandalas) konnten sie gut anhand verschiedener Farben erklären.“

„Die von den Kindern gestellten Fragen sind sehr interessant; so gut wie es ging versuchten wir sie zu beantworten. Die Runde „Alt“ und „Jung“ hat mir gefallen; die Gespräche waren sehr ehrlich und ohne Scheu. Danke für den schönen Tag!“

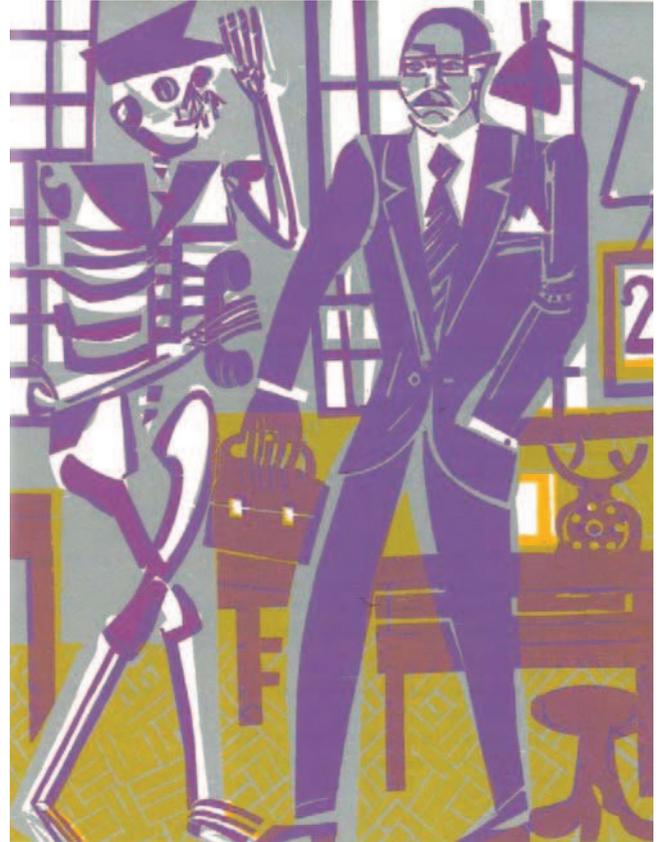
„Ich bin erstaunt, wie gut die Kinder unterrichtet sind. Sie haben schon recht genaue Vorstellungen von ihrer Zukunft und sind motiviert, die auch umzusetzen. Alle Achtung!“

9. Bildanhang

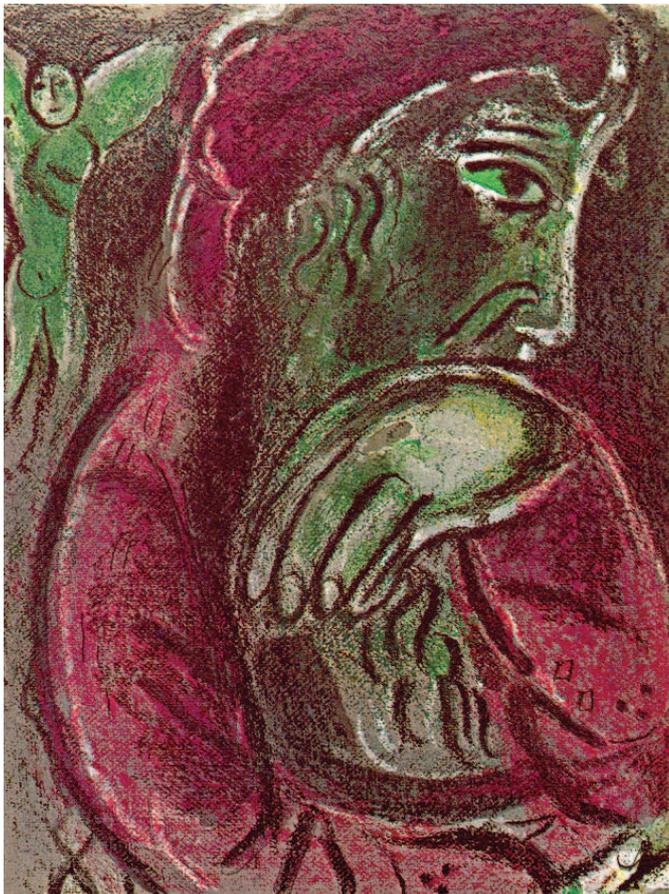
Alle Motive befinden sich, sofern nicht anders erwähnt im Original im Besitz der Autorin



1 Chagall, David tröstet Saul
Radierung, La Bible, 1956



2 Grieshaber, Tod u Kaufmann
Totentanz von Basel, 1966



3 Chagall, Der verzweifelte Hiob
Farblithographie, Dessins pour la Bible, 1960



4 Grieshaber, Herzauge aus:
Sandberg, Fürst Der betroffene Zeitgenosse





9 Wlodarek, Textilobjekt
„Die wiedergefundenen Jahre“



10 Wlodarek, Tapisserie „Erfülltes Leben“



11 Wlodarek, Textilobjekt „Engel Flügel“



12 Wlodarek, Tapisserie „Tor zum Licht“



13 Wlodarek, Textilcollage
„Tod und Leben“

Rechts:
14 Le-
bens-
treppe



Rechts
15 Erinne-
rungsquilt

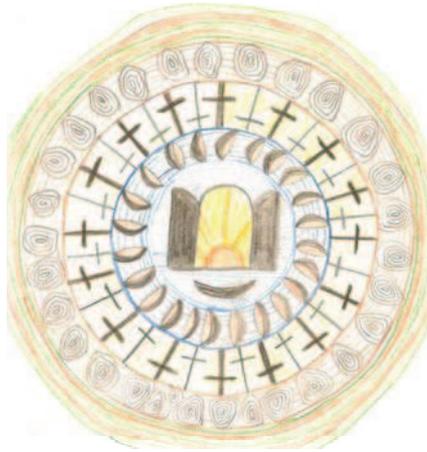


16 Erspüren
des Werkes
„Leben in wach-
senden Ringen“





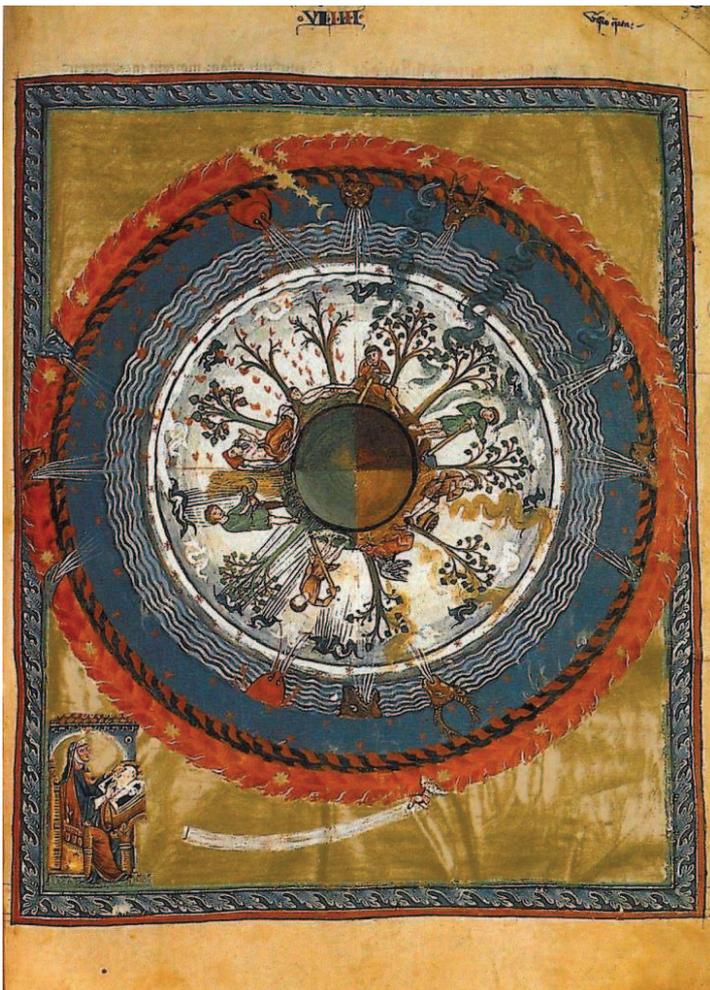
17 Mandala, Mutters Tod I



18 Mandala, Mutters Tod II



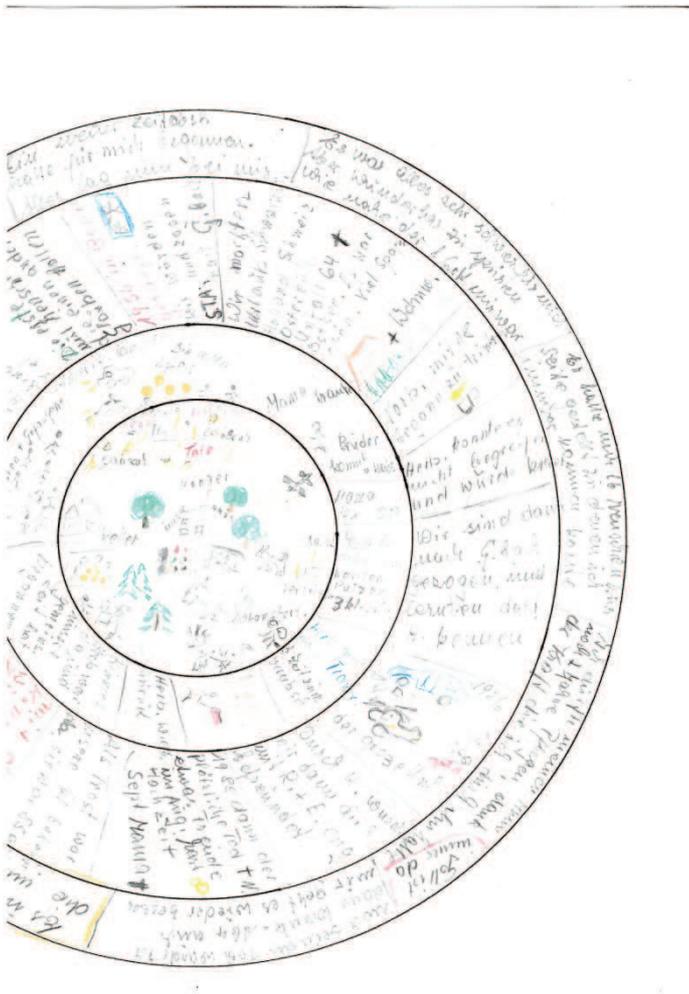
19 Mandala, Mutters Tod III



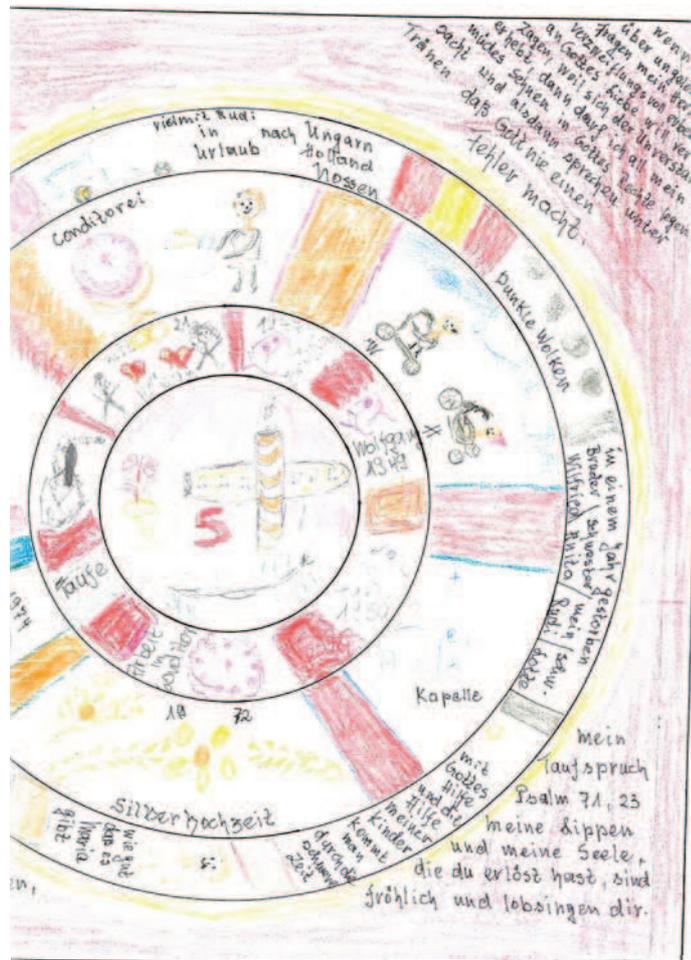
20 Hildegard von Bingen, Lebenskreis
(Kunstkarte Nr. 404611,
Kunstverlag Maria Laach)



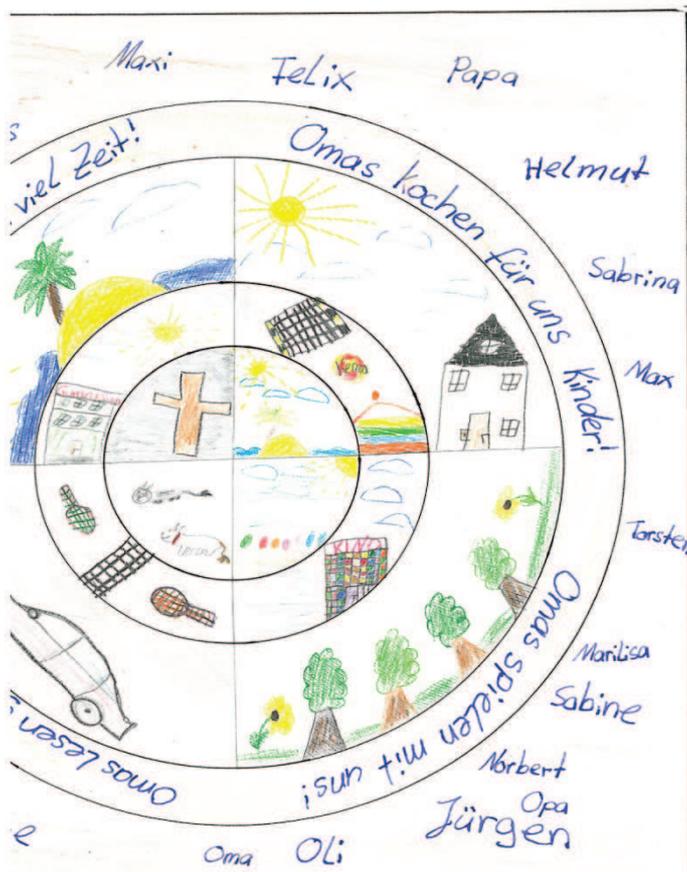
21 Hildegard von Bingen, Engelchöre
(Kunstkarte Nr. 404844,
Kunstverlag Maria Laach) 69



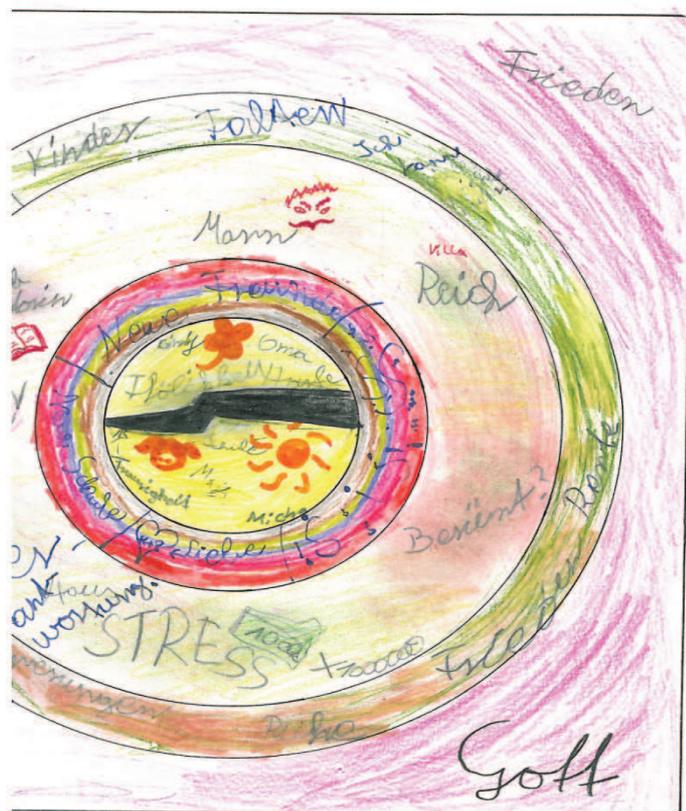
22 Lebenskreis Frau G. (75 J.)



23 Lebenskreis Frau H. (80 J.)



25 Lebenskreis, Kind (9 J.).⁷⁰





Oben links
26 Übergabe der
gebastelten Blume

Oben rechts
27 Begegnung
zwischen Jung
und Alt

Links
28 Nach dem ge-
meinsamen Früh-
stück stellen die
Kinder ihre Fragen
im Plenum



31 Weben bei der Vernissage



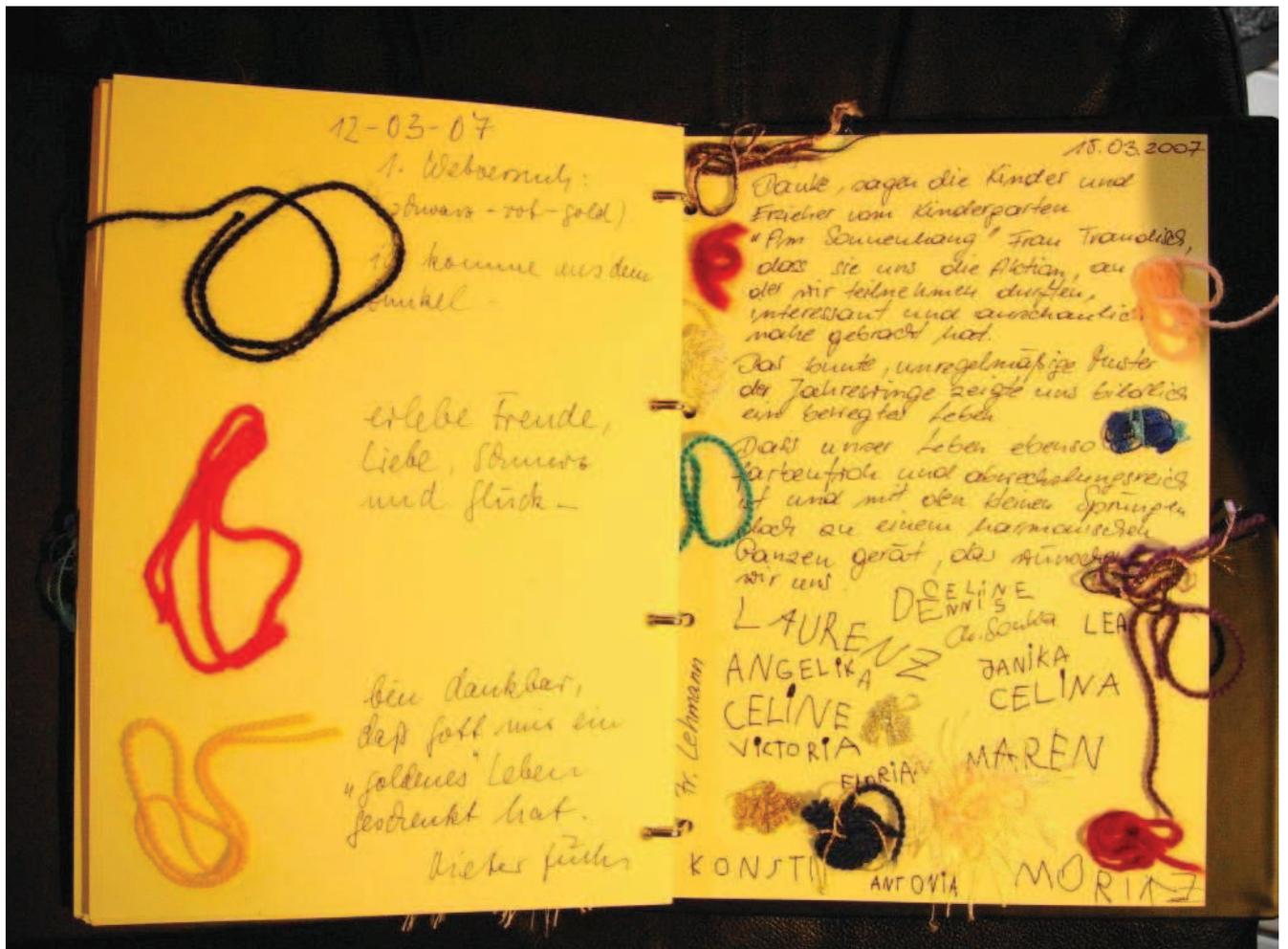
32 Weben bei der Vernissage



33 Erfassen der wachsenden Ringe. Im Hintergrund die von Schülern gestalteten Lebenskreise



34 Begleitbuch zum Teppich (links Eintrag eines Senioren, rechts Kindergartenkinder)



35 Der während der Ausstellung kokreativ von den Ausstellungsbesuchern gestaltete „Wieher Teppich“ im Andachtsraum des Seniorenzentrums





36 „Wachsene Ringe“ mit Tüchern,
Projekt in Ahlen



37 Tänzerische Gestaltung des Lebens in wach-
senden Ringen, Projekt in Ahlen



38 Malende Auseinandersetzung
mit dem „Leben in wachsenden
Ringen, Projekt in Ahlen



39 „Webende“ Auseinandersetzung
mit dem „Leben in wachsenden
Ringen, Projekt in Ahlen



40 Malende Auseinandersetzung mit dem „Leben in wachsenden Ringen, Projekt in Ahlen



41 Integration der Arbeiten der Seniorinnen in die Ausstellung „Leben in wachsenden Ringen, Projekt in Ahlen



42 Gemeinsames Frühstück von Kindern und Seniorinnen, Projekt in Ahlen



43 Schülerin zeigt ihren Lebenskreis beim gemeinsamen Frühstück, Projekt in Ahlen

